1,70 DM / Band 411

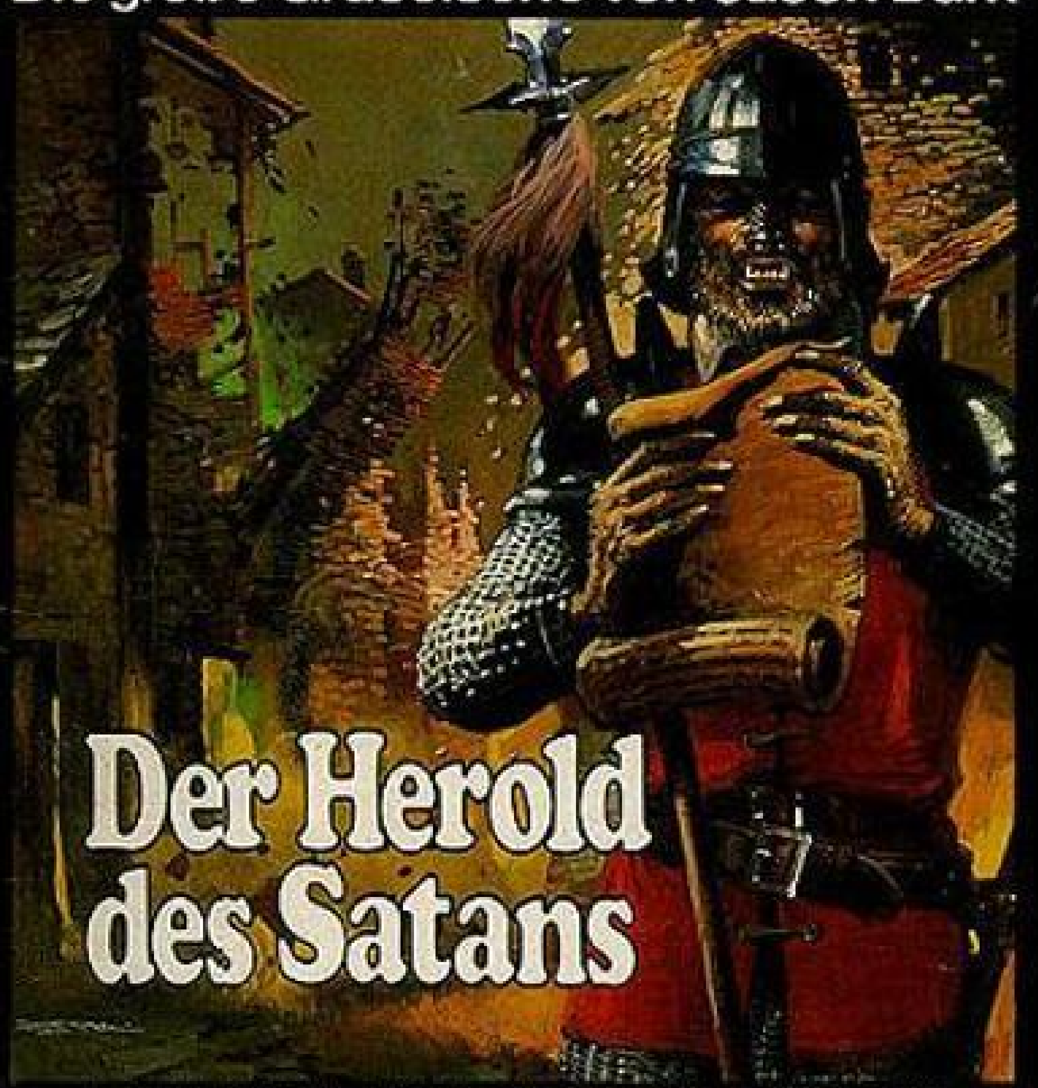
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Der Herold des Satans

John Sinclair Nr. 411

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 20.05.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Herold des Satans

Das Gesicht des Mannes neben mir leuchtete so bleich wie der Mond, und die Stimme des Franzosen konnte ich mit dem kühlen Windhauch vergleichen, der von der Loire zu uns herüberwehte.

»In wenigen Minuten ist es so weit, John. Das kann ich Ihnen versprechen.«

»Ich hoffe es auch.«

»Keine Sorge. Mich belügt man nicht.«

Ich lächelte in mich hinein. Der Mann neben mir hieß Gerald Gress. Er war Reporter und ein Bekannter meines Freundes Bill Conolly. Ich war nach Frankreich gefahren, an die Loire, um einer bestimmten Sache nachzugehen, die in der Gegend der Romantikschlösser für einiges Aufsehen gesorgt hatte.

Wir warteten in Gress' Wagen, einem Peugeot 504. Geparkt hatte er das blaue Fahrzeug in einer Scheune. Von dort aus sah man bei Tag den Fluss und das Château, ein prächtiges Schloss. Die Nacht jedoch hatte ihr dunkles Tuch über die Landschaft gesenkt und ließ die Berge verschwinden…

Der Ort hieß ebenfalls Medoque. Er war klein, die Häuser schmiegten sich an die weichen Hügelketten, und die Menschen lebten zumeist vom Tourismus.

Jetzt war allerdings Nebensaison. Auf den Bergen lag der erste Schnee. Auch in den Tälern hatte es vor einer Woche noch eine weiße Schicht gegeben, aber die war inzwischen getaut.

Gress zündete sich wieder eine Schwarze an. Er holte sie aus einer hellblauen Packung. Die vierte Zigarette innerhalb einer Stunde. Seine schmalen Finger waren nikotingelb, und als er mir die Schachtel hinhielt, schüttelte ich den Kopf.

»Nicht meine Marke.«

»Wenn Sie in Frankreich leben würden, hätten Sie sich längst daran gewöhnt.«

»Ich bin aber Engländer.«

Er ließ das Feuerzeug aufleuchten und schielte mich über die Flamme hinweg an. »Nicht Europäer?«

»Ich möchte es gern sein.«

»Dann dürfen Sie sich kein Beispiel an den Politikern nehmen.«

»Das sowieso nicht.«

Gerald Gress gehörte zu den Typen, die man als zäh, windig und neugierig umschreiben konnte. Er reichte mir gerade bis zur Schulter. Sein Gesicht erinnerte mich an zerknitterten Stoff. Sein Haar war grau, künstlich gelockt und hinten lang, weil es modern war. Wie eine Nadel stach die spitze Nase aus dem Gesicht des Mannes hervor. Über ihr wölbten sich die dunklen Augenbrauen wie gebogene Balken. Gress trug seine »Berufskleidung«: Lederjacke, Cordhose, Hemd und Pullover. Natürlich durften auch die Turnschuhe mit den drei Streifen nicht fehlen.

»Gesehen hat ihn noch nie jemand, oder?« fragte ich.

»Nein, nur gehört.«

»Woher wollen Sie wissen, dass man uns nicht reingelegt hat?«

Er zwinkerte mir zu. »Wie meinen Sie das denn?«

»Ich denke da an einen Recorder.«

Er winkte mit der Zigarette in der Hand ab. Die Asche fiel zwischen seine Beine auf den Sitz, was ihn nicht weiter kümmerte.

»Nein, das habe ich schon überprüft. Keiner aus dem Ort hätte daran Interesse.«

»Dann warten wir ab.«

Gress warf einen Blick auf die Uhr. »Gleich Mitternacht. Dann kommt

er wieder.«

»Sollen wir den Wagen verlassen?«

Der Franzose grinste. »Das wäre im Prinzip nicht schlecht. Es könnte aber gefährlich werden.«

Ich hob die Schultern. »Gefahr gehört zu meinem Job. Leider, muss ich sagen.«

»Kleiner Supermann, wie?«

»Nein, genau das Gegenteil.«

»Hat auch Bill gesagt. Er ist ein guter Typ. Ich kann mich auf sein Urteil verlassen.« Gress schnippte die Kippe aus dem Fenster.

Ich stieg aus. Auch Gress verließ den Wagen. Vor der Kühlerhaube trafen wir wieder zusammen.

Die alte Scheune stand außerhalb des Dorfes. Sie wurde schon seit Jahren nicht mehr benutzt. Dementsprechend verfallen sah sie aus.

Ein Wunder, dass sie noch nicht eingestürzt war.

Wieder blickte Gress auf die Uhr. »Noch zwei Minuten bis Mitternacht.«

»Bleiben wir hier stehen?«

»Wäre nicht schlecht.«

Ich deutete nach vorn. Etwa zehn Meter weiter führte die Straße vorbei. Mehr ein Weg, der nur stellenweise asphaltiert war. »Eigentlich könnten wir uns dort aufbauen«, schlug ich vor.

Mein Begleiter erschrak. »Sind Sie eigentlich wahnsinnig?« fragte er. »Sie begeben sich in Gefahr.«

»Wer kommt denn dort an?«

»Das wissen wir ja nicht, aber es gibt Vermutungen, was die Familie Medoque angeht.«

Ich nickte. »All right, mein Lieber, warten wir also bis Mitternacht.«

Gress stellte den Kragen seiner Jacke hoch, als könnte ihn dieser vor irgendwelchen Gefahren schützen.

Fünf Sekunden nach Mitternacht geschah es. Da wurde die Stille plötzlich unterbrochen.

Gress stieß mich an. »Hören Sie es auch?« wisperte er. »Ich meine…«

»Mensch, sei mal ruhig.«

»Bon. Entschuldige.«

»Schon vergeben.«

Ich drückte mich jetzt weiter vor und presste mich rechts des Scheunentores gegen die Wand.

Und ich hörte die Schritte. Nach rechts musste ich den Kopf drehen, denn dort waren sie aufgeklungen. Die Person musste sich auf dem schmalen Weg bewegen, der sich jenseits des Dorfes in den Hügeln verlief.

Auf dem Weg war trotz des Mondlichts nichts zu erkennen. Auch Gress sah nichts. Er stand mir gegenüber. Ich hörte sein scharfes

Flüstern. »Verdammt, er ist wieder nicht zu sehen.«

Ich gab dem Reporter keine Antwort. Stattdessen wartete ich ab und konzentrierte mich voll auf die Schritte. Sie waren lauter geworden. Ich ging davon aus, dass der andere mich irgendwann, wenn er die Richtung beibehielt, erreichte.

In meinem Nacken spürte ich das Kribbeln. Jeder Schritt des nicht Sichtbaren knirschte auf dem Boden, aber wir sahen niemanden. Mir drängte sich eine Frage auf: Gab es unsichtbare Menschen?

Ich hatte mal mit einem CIA-Agenten namens Mark Baxter zusammengearbeitet, der sich hatte unsichtbar machen können. Auch Geister sind unsichtbar. Meine erste Vermutung, dass jemand ein Tonband ablaufen ließ, verwarf ich.

Ich starrte auf den Weg.

Den Echos nach zu urteilen, musste sich der andere mit mir auf gleicher Höhe befinden, aber ich sah ihn nicht.

»Jetzt ist er vorbei.«

Diese Bemerkung war für mich so etwas wie ein Startsignal. Ich setzte mich in Bewegung, lief dabei ziemlich schnell, aber noch flinker war Gress. Er erreichte mich, bevor ich einen Fuß auf den Weg setzen konnte. Seine Hand fiel auf meine Schulter. »Nein, Sinclair, nicht so. Warten Sie, es kommt noch etwas.«

Die Schritte entfernten sich, während wir hier herumstanden. Ich blickte Gress scharf an.

Sein faltiges Gesicht hatte sich verzogen. Der Wind spielte mit den grauen Locken, und in den Augen las ich die Sorge, die sich der Mann machte. »Glauben Sie mir«, flüsterte er.

Ich war einverstanden. »Okay, folgen wir dem Unsichtbaren. Wenn er aber verschwunden ist, ohne dass ich ihn…«

»Er wird nicht verschwunden sein. Ich kenne das Spielchen. Es kommt noch einiges auf uns zu.«

Ich hatte mich überreden lassen. Wir gingen jetzt schneller. Die Schritte des Unsichtbaren waren allmählich deutlicher zuvernehmen, während wir auf Zehenspitzen gingen. Eigentlich war es verrückt, einen Unsichtbaren zu verfolgen. Ich hätte auch nicht an dessen Existenz geglaubt, wenn nicht die Schritte gewesen wären.

Wir gingen nun über buckliges Kopfsteinpflaster hinweg. Manche Steine bildeten regelrechte Stolperfallen. Entsprechend vorsichtig verhielten wir uns.

In das Dorf hinein führte der Weg in einer weiten Rechtskurve.

Rechts und links der Fahrbahn standen die kleinen, sauberen Häuser. Viele Fachwerkhäuser waren darunter.

Die meisten Bewohner vermieteten Fremdenzimmer und brauchten sich in der Saison über Besuchermangel nicht zu beklagen. Es gab auch Weinbauern im Ort, die es verstanden, einen inhaltsreichen

Roten zu keltern.
Ich war leider erst mit Beginn der Dämmerung eingetroffen, deshalb hatte ich die malerische Schönheit des Dorfes noch nicht genießen können.
Auf der Straße sah ich außer uns keinen Menschen. Danach fragte ich den Reporter.
»Sie alle wissen hier Bescheid, aber sie trauen sich nicht, aus den Häusern zu gehen. Sie haben Angst!« hauchte er. »Verdammte, hündische Angst.«
»Sie auch?«
»Sinclair, ich bin ein harter Brocken, das haben sogar die Weiber gesagt. Zweimal war ich verheiratet, aber beide Frauen sind mir davongelaufen. Doch wenn ich an diesen Unsichtbaren denke, der da vor uns hergeht, rutscht mir das Herz in die Hose. Du hörst ihn, aber du siehst ihn nicht!«
»Bitte, seien Sie mal ruhig.«
Gress war nicht zu bremsen. »Dabei frage ich mich, ob er uns nicht schon längst entdeckt hat. So ein Geist kann im Dunkeln bestimmt sehen. Finden Sie nicht auch?«
Ich legte einen Zeigefinger auf meine Lippen und sah sein Nicken.
»Okay, ich halte ja schon die Schnauze, aber so etwas kann einen wirklich nervös machen.«
Wir waren bereits ziemlich tief in das Dorf hineingegangen.
Alte Laternen gaben der Straße und den Hausfassaden einen romantischen Touch. Viele Mauern zeigten Malereien. Fast alle Motive beschäftigten sich mit dem Weinbau.
Und kein Mensch ließ sich blicken. Ich hatte das Gefühl, in einem Geisterdorf zu sein. Selbst die am Straßenrand parkenden Fahrzeuge kamen mir fremd vor. Sie passten einfach nicht in diese Kulisse.
»Die wissen alle Bescheid«, wisperte mein Begleiter. »Auch wenn sie die Schritte nicht hören, sie bleiben sicherheitshalber in ihren Buden hocken.«
Ich sah ihn strafend an. Gress nickte mit zusammengepressten Lippen.
Hoffentlich blieb er ruhig.
Die Schritte hatten zwar nicht an Lautstärke zugenommen, dennoch hörte es sich so an, weil sie zwischen den Häusern ein Echo erzeugten.
Es passte ebenfalls zu der gesamten düsteren Atmosphäre, die hier herrschte, und ich spürte, wie mein Mund trocken wurde.
Vielleicht lag es an der Aufregung oder Spannung, genau wusste ich das nicht zu deuten.
Vor uns lag der Marktplatz. Das stuckverzierte Rathaus und der Brunnen lagen zentral. Drumherum gruppierten sich Bistros, Weinlokale, Restaurants – allesamt verschlossen und zur Straße hin

abgedunkelt.
Nur einmal sah ich ein Gesicht. Es schimmerte hinter einem Dachfenster, dicht unter dem Giebel. Als der Zuschauer meinen Blick bemerkte, zog er schnell die Fensterläden zu.
Und die Schritte verstummten.
Genau vor einem alten Brunnen, der eine sechseckige Form hatte und wie graues Blei aussah.
Gerald Gress neben mir nickte, denn auch wir waren stehen geblieben. »Gleich!« hauchte er. »Gleich passiert es. Das kann ich dir sagen.« Er bewegte hektisch die Finger. »Das ist nicht zu fassen!«
Da er von allein verstummte, hielt auch ich den Mund und harrte der Ereignisse, die dort kommen sollten.
Ich schreckte wie unter einem Schlag zusammen, als plötzlich ein greller Fanfarenstoß durch das stille Dorf hallte, gegen den düsteren Himmel schmetterte und sich in den vom Platz abzweigenden Gassen verlor, wo er als Echo zwischen den Wänden wetterte.
Gress und ich rührten uns nicht. Wir standen so lange still, bis das letzte Echo verklungen war.
»Mann, das geht an die Nerven!« hauchte der Reporter.
»Was passiert jetzt?«
»Lass dich überraschen!«
Der Fanfarenstoß war längst verklungen, hallte aber in meinen Ohren noch immer nach. Es hatte den Anschein, als wollte er mit meinem Trommelfell spielen.
Wir warteten. Am Rand der Straße hatten wir uns aufgebaut. Unser Blick konnte in einem schrägen Winkel den gesamten Marktplatz erfassen. Jenseits der gegenüberliegenden Hausfronten wälzte sich die Loire durch ihr Flussbett. Nur wenn man sehr genau hinhörte, war etwas vom Rauschen des Wassers zu vernehmen.
Dann hörten wir wieder Schritte.
Diesmal allerdings von mehreren Menschen. Und keinen von ihnen konnten wir sehen. Sie alle waren unsichtbar und blieben es auch. Nur ihre heftigen Tritte und Schritte drangen an unsere Ohren.
Ich spürte meine innere Vibration und hatte mehrmals das Gefühl, von einem Windhauch oder kaltem Luftzug gestreift zu werden. Es blieb nicht bei den Schritten. Stimmen klangen auf. Manche sehr laut, obwohl wir sie nur gedämpft verstanden, als stünde eine Wand zwischen den Sprechern und den Zuhörern.
Es war mit dem normalen Verstand kaum zu fassen. Wir standen als einzig Sichtbare zwischen zahlreichen unsichtbaren Personen, die uns umgaben, sehr aufgeregt waren, durcheinander redeten und auf einen bestimmten Punkt zuliefen.
Das war der Marktplatz. Hier mussten sie sich versammeln.
Ja, ich vernahm das Scharren der Füße, Kinder weinten, aber dann

trat allmählich Stille ein.
Ein paar Nachzügler erschienen, und es wurde völlig ruhig.
Diesmal war ich es, der nicht schweigen konnte. Deshalb wandte ich mich an Gress. »Sie kennen die Schau ja hier. Was läuft gleich ab?«
»Eine Rede wird gehalten.«
»Die wir hören können?«
»Genau.«
»Und was sagt der Knabe?«
»Habe ich nie richtig verstanden«, erklärte Gress. »Die Worte sind in einem sehr alten Französisch gesprochen. Ich bin nicht so gut oder noch nicht so alt.« Er lachte über seinen eigenen Witz und verstummte dann, als die Stimme des Unsichtbaren so plötzlich aufklang wie vorhin der Fanfarenstoß.
Okay, ich kannte die Sprache dieses Landes. Aber wenn Gress sie schon nicht verstand, würde ich auch nicht begreifen, was da gesprochen wurde. Dennoch hörte ich hin, konzentrierte mich und konnte wenigstens einige Brocken aufnehmen.
Ein Wort fiel mehrmals.
Loup.
Ich brauchte nicht lange nachzudenken, um zu wissen, um was es sich dabei handelte. Loup heißt nichts anders als Wolf, und Gress musste es auch gehört haben.
Ich sprach ihn darauf an.
Er nickte. »Oui, oui«, sagte er schnell. »Das habe ich auch immer verstanden.«
»Was kann es bedeuten?«
Gress war ärgerlich, dass ich ihn abgelenkt hatte, aber er antwortete mir. »Früher müssen hier zahlreiche Wölfe gelebt haben. Ich habe davon gelesen. Noch im letzten Jahrhundert hat man welche gesehen. Davon wird wohl bei diesem Sprecher die Rede gewesen sein, meine ich. Von den Wölfen.« Er war wieder so nervös, dass er eine Zigarette aus der Packung fischte und hastig rauchte.
Ich aber konzentrierte mich wieder. Der Unsichtbare erntete keinen Widerspruch. Die Menschen lauschten seinen Worten. Es gab keine Kommentare oder Diskussionen. Mir schien es, als hätte der Sprecher seine Rolle auswendig gelernt oder würde die Worte von einem, nur für ihn sichtbaren Blatt ablesen.
Seine Stimme steigerte sich nicht, als er zum Ende seiner Rede kam. Ich wunderte mich nur darüber, dass es plötzlich so still war und er überhaupt nichts mehr sagte.
»Was passiert denn jetzt?« wollte ich wissen.
»Er geht wieder.«
»Wohin?«
»Zurück. Wir können ihn ja verfolgen. Allein habe ich mich das nie

getraut.«

Die Idee war nicht schlecht, aber auch nicht so überzeugend, dass ich zustimmte. Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Eine halbe Stunde war vergangen – oder?

Nein, meine Uhr zeigte noch immer Mitternacht.

Kalt lief es über meinen Rücken. Plötzlich hatte ich das Gefühl, in einen Wirbel schwarzer Magie hineingeraten zu sein. Ich blickte noch einmal hin, die Zeit blieb, aber meinem Begleiter fiel dies auf.

»Was haben Sie denn?«

»Meine Uhr steht!«

Er sah mich an, wollte erst lachen, dann blickte er auf seine.

»Komisch, meine geht. Wir haben jetzt genau 0 Uhr 43. So lange hat es immer gedauert. Er wird jetzt gehen und…«

»Ja, ja, schon gut. Wird wohl ein Defekt gewesen sein.« Überzeugt davon war ich allerdings nicht.

Der Marktplatz hatte sich inzwischen wieder »geleert«. Obwohl wir nichts sahen, hatten wir die Schritte der davoneilenden Menschen gehört und vernahmen Sekunden später wieder die Tritte, denen wir auch gefolgt waren.

Der Unsichtbare ging zurück.

Wenn mich nicht alles täuschte, nahm er sogar den gleichen Weg.

Gerald Gress stand neben mir wie jemand, der nicht wusste, ob er weglaufen oder stehen bleiben sollte. Er trug seine Kamera bei sich, aber da war nichts, das er hätte fotografieren können. Stattdessen sah er zu, wie ich die Kette über den Kopf streifte.

»Was ist das denn?«

»Ein Kreuz.«

Gress staunte. »Das ist es also«, murmelte er. »Wirklich außergewöhnlich, Monsieur.«

»Kennen Sie es?«

»Nein, aber Bill Conolly hat davon berichtet. Sie scheinen ihm sehr zu imponieren.«

Ich winkte ab. Das Thema interessierte mich nicht. Viel wichtiger war der Unsichtbare. Er befand sich mit uns ungefähr auf einer Höhe und würde uns in den nächsten Sekunden passiert haben. Das wollte ich vermeiden, da ich keine Lust hatte, hinter ihm herzurennen.

Bevor ich startete, warf ich einen letzten Blick auf das Kreuz. Es zeigte sich nicht verändert. Wie immer sah das Silber matt aus.

Nichts deutete auf eine Aktivierung hin.

»Ich werde ihn stellen!«

Gress hatte die Worte verstanden. Er wollte mich davon abhalten, aber ich ließ mich nicht aus dem Konzept bringen.

Mit raumgreifenden Schritten überwand ich die Distanz zu dem Unsichtbaren. Den Brunnen hatte ich bereits passiert und wandte mich

nach rechts, um ihn zu überholen.

Das war schnell geschafft.

Gress folgte mir zögernd, während ich schon wieder stand und auf die Schritte lauschte.

Sie näherten sich mir.

Das Knirschen blieb in meinem Gedächtnis. Ich verglich die Lautstärke und wusste in etwa, wann der andere mich erreicht haben würde.

Vielleicht vier, fünf Meter noch.

Ich streckte mein Kreuz vor. Gress' leiser Ruf drang an meine Ohren. Er sagte irgendetwas von aufhören, aber den Gefallen würde ich ihm nicht tun. Zuerst wollte ich den Unsichtbaren.

Ich sah ihn nicht, ich spürte ihn. Etwas rieselte über meinen Körper. Es kam nicht von innen heraus, sondern die Anwesenheit des Unsichtbaren hatte damit zu tun. Auch mein Kreuz blieb nicht mehr »stumm«. Es erwärmte sich.

Kontakt!

Es war wie ein Sturmwind. Ich kriegte auf einmal keine Luft mehr, Schwindel überfiel mich. Vor mir hatten die Schritte schlagartig aufgehört. Ein helles Strahlen umgab mich, und ich hörte einen gurgelnden Laut. Hastig öffnete ich die Augen.

Das Kreuz hatte sein Ziel erreicht.

Vor mir stand der, der einmal unsichtbar gewesen war. Es war wie ein Schlag in den Magen.

Ich starrte in die hässliche Fratze eines Werwolfs!

***

Es war einfach fürchterlich. Mit diesem Wesen hätte ich nicht gerechnet. Das Monster trug Kleidung, die nicht in diese Zeit passte.

So lief man im frühen Mittelalter herum, zur Zeit der großen Schwertkämpfe und Kreuzzüge. Über das bläulich schimmernde Kettenhemd war ein rotes Wams gestreift worden. An einem Gürtelgehänge steckte die lange Scheide, in der die Schwertklinge verschwunden war, und nur der Griff ragte hervor. Die Schultern trugen ebenfalls einen Panzer aus Eisen. Aus ihm und den Schultern wuchs der fellbedeckte Kopf des Werwolfs hervor.

Es war ein hässliches Gesicht, aber keine direkte Wolfsschnauze.

Menschliche und tierische Züge hielten sich die Waage. Nur das Maul zeigte sich stark verändert. Weiß schimmerten die Reißzähne, gelblich der Geifer dazwischen.

Mehr war von seinem Kopf nicht zu sehen, denn der Rest wurde von einem Helm verdeckt. Und noch etwas fiel mir auf. Die Fanfare hatte er über seine Schulter gehängt, undseine linke Pranke umklammerte den Griff einer Lanze, während er in der anderen die Schriftrolle hielt,

von der er vorgelesen hatte.
Er sah mich, ich sah ihn.
Wir beide sagten nichts, maßen uns mit Blicken, ich starrte in seine Augen und glaubte, in den düsteren Pupillenschächten ein gelbes Leuchten zu sehen.
Noch hielt ich mein Kreuz.
Ich spürte den Kranz der Magie, aber ich wusste auch, dass ich ihn nicht mehr lange aufrechterhalten konnte, denn ich hatte meinen Talisman nicht aktiviert.
Plötzlich verschwand er!
Es geschah von einer Sekunde auf die andere. Wieder begann das Strahlen, diesmal nicht so stark, und dann war von dem Werwolf nichts mehr zu sehen.
Der Herold hatte wieder das Reich betreten, in das wir als Menschen nicht schauen konnten.
Ich stand mitten auf der Straße und fühlte mich wie ein begossener Pudel. Als ich vorging und etwas testen wollte, spürte ich weder einen Widerstand noch irgendeine Magie.
Gerald Gress näherte sich. Er ging langsam, und seine Füße schleiften dabei über den Boden.
Ich blickte ihn an.
Gress blieb vor mir stehen und schüttelte den Kopf. »Können Sie mich mal kneifen, Sinclair?«
»Weshalb?«
»Glauben Sie denn, dass ich geträumt habe?«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es war kein Traum. Wir beide haben den Werwolf tatsächlich gesehen.«
Gress fing an zu lachen, wobei es sich bei ihm mehr wie ein Greinen anhörte. »Bin ich denn verrückt?« fragte er. »Es gibt doch keine Werwölfe oder so was.«
»Aber auch keine Unsichtbaren!«
»Da haben Sie Recht.« Er hob die Schultern und warf einen Blick über den Marktplatz, sofern das bei dieser Dunkelheit möglich war.
»Und keiner hat sich gezeigt. Die Leute habenalle Angst.« Er nickte.
»Ich glaube, Sinclair, die wissen Bescheid.«
»Das müsste man herausfinden.« Ich wollte noch etwas hinzufügen, schwieg aber, weil ich abermals Schritte vernommen hatte, die nur dem Werwolf gehören konnten.
Sie entfernten sich.
Gress stieß mich an. »Sollen wir nicht hinterher?«
»Weshalb?«
»Ja, ich meine, wir…«
»Nein, Monsieur Gress. Ich sehe das anders. Es ist wohl besser, wenn wir hier im Ort bleiben. Der Werwolf ist nicht ohne Grund erschienen.

Er hat sich als Herold betätigt, weil er eine Nachricht überbringen wollte. Eine Botschaft für die Bewohner.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Mit wem hätte er sonst reden sollen?«

Gress hob die Schultern. »Es ist vielleicht einfacher, als wir denken. Er ist unsichtbar. Vielleicht sind die Leute, für die diese Nachricht bestimmt war, ebenfalls nicht sichtbar. Das ist doch alles möglich, finden Sie nicht auch?«

Ich überlegte und fand, dass Gress' Theorie gar nicht so schlecht war. Vielleicht war dieser Ort wirklich etwas Besonderes. Nur hatten wir es noch nicht herausgefunden.

»Sie haben doch mit den Leuten geredet. Was erzählte man Ihnen denn alles?«

»Wenig genug. Die Menschen sind verschlossen. Die tauen nur im Sommer auf, wenn Touristen hier sind oder man mit ihnen zur Weinprobe geht. Das habe ich getan. Sobald das Thema wechselte und interessant wurde, gaben sie keine Antwort mehr. Die Angst verschloss ihnen den Mund.«

»Haben Sie denn nichts gehört?«

Er nickte. »Etwas schon, das gebe ich zu. Ein alter Weinbauer sprach davon, dass ich mich hüten sollte, den Medoques zu nahe zu kommen. Sie würden noch immer herrschen.«

»Und wer sind die Medoques?«

»Die Schlossbesitzer. Ihnen gehören die größten Weinberge.«

»Dann ist das Schloss also noch bewohnt.«

»Klar.«

Ich strich mein Haar zurück. »Ob man denen vielleicht einen Besuch abstatten könnte?«

»Das habe ich versucht.«

»Und?«

Gerald Gress zog die Nase hoch. »An der Treppe fingen sie mich schon ab. Da gab es Zunder. Ich bin wirklich nicht feige, aber gegen diese Leute komme ich allein nicht an.«

»Wie viele Mitglieder der Familie existieren noch?«

»Das weiß keiner so genau. Jedenfalls ranken sich um die Person der Manon Medoque die tollsten Geschichten.«

»Inwiefern?«

»Ich weiß es auch nicht. Sie soll ein Rasseweib sein, aber auch kalt und ungerecht. Sie…«

Weder er noch ich sprachen weiter, denn wir hörten plötzlich das unheimlich klingende Heulen, das von weither klang, aber schaurig durch das Dorf hallte.

Gress bekam eine Gänsehaut. »Das gibt es doch nicht!« hauchte er.

»Haben Sie es zum ersten Mal gehört?«

»Ja.« Er räusperte sich. »Und ich frage mich nach dem Grund, verdammt.«

Ich blickte auf meine Uhr. Komisch, jetzt lief sie wieder. Sie zeigte genau eine Stunde nach Mitternacht an. Die Geisterstunde war vorbei. Lief jetzt alles normal weiter?

»Haben Sie feststellen können, aus welcher Richtung das Heulen kam?«

»Nicht direkt, aber das muss schon am Fluss gewesen sein.«

»Und wo steht das Schloss?« fragte ich.

»Wie meinen Sie?«

»Auf welcher Seite des Flusses?«

»Ach so.« Gress lachte. »Auf dieser Seite. Sie brauchen den Fluss nicht zu überqueren.«

Mich allerdings interessierte mehr die Familie, das merkte der Reporter. Er fragte: »Sie wollen zu den Medoques, nicht wahr?«

»Das hatte ich vor.«

»Glauben Sie tatsächlich, dass Sie dort die Lösung des Falles finden?«

»Man kann es ja versuchen.«

»Aber nicht mehr heute Nacht. Ich wäre dafür, dass wir uns aufs Ohr legen. Ihr Zimmer ist reserviert. Es liegt meinem gegenüber. Kein Superhotel, aber sauber.«

»Okay, gehen wir.«

Der Reporter hatte mitgedacht und ein Haus ausgesucht, das am Marktplatz lag. Einen Portier oder etwas Ähnliches gab es nicht. Dafür hatte sich Gress einen Türschlüssel geben lassen. Meinen Zimmerschlüssel trug er auch schon bei sich und drückte ihn mir in die Hand.

Im Hotel war es ruhig. Auf dem schmalen Rezeptionstresen brannte nur eine schwache Kugelleuchte. Sie erhellte die kleine Halle notdürftig.

Über eine enge Treppe stiegen wir in die oberen Etagen. Auch hier gab es mehr Schatten als Licht. Wenn die Stufen unter unseren Gewichten knarrten, hatte ich das Gefühl, alle, die hier schliefen, aufzuwecken.

Das Haus war zwar nicht breit, dafür relativ hoch. Unsere Zimmer lagen in der zweiten Etage. Der Gang war nicht viel breiter als die Treppe. Vor der dritten Tür blieb er stehen. »Also gute Nacht. Ich heiße übrigens Gerald.«

»Okay, ich bin John.«

Er hob den Arm. »Dann versuche zu schlafen und nicht von Werwölfen zu träumen.«

»Mach ich.«

Das Zimmer war tatsächlich nicht groß, aber wirklich sauber. Sogar eine Dusche gehörte dazu. Sie war in eine Nische hineingebaut

worden.

Ich schaltete die Stehlampe ein, die neben dem Holzbett stand.

Mein Koffer befand sich noch in Gress' Wagen. Jetztnoch einmal zurückzulaufen hatte keinen Sinn. Ich wollte ihn am Morgen holen.

Das Fenster führte nicht zum Marktplatz hin, sondern in die Richtung, wo der Fluss lag.

Ich öffnete es und lehnte mich hinaus.

Kühle Luft traf mein Gesicht. Da ich aus der zweiten Etage schaute und das Haus zudem an einem Hügel gebaut war, konnte ich über die Dächer der meisten Häuser hinwegblicken. Bei Tageslicht hätte ich sicherlich den Fluss sehen können, so sah ich nur die dunklen Umrisse der Berge und den dunstigen Streifen davor. Es war der dünne Nebel, der über dem Wasser lag.

Das Rauschen des Flusses drang bis an meine Ohren. Ein fernes, monotones Geräusch. Bei offenem Fenster hätte es auf mich sicherlich einschläfernd gewirkt.

Vom Schloss der Medoques sah ich nichts. Auch der Werwolf war nicht mehr zu hören. Über dem gesamten Gebiet lag eine nahezu unnatürliche Stille. Vielleicht täuschte ich mich auch, aber als normale Nachtruhe wollte ich sie nicht bezeichnen. Es schien mir, als würde bald etwas passieren.

Den Mond sah ich als fast runden Fleck zwischen zwei gewaltigen grauen Wolkenbänken. Er stand dort wie ein stummer Wächter, der alles genau beobachtete.

Die kühle Luft erfüllte das Zimmer und vertrieb den muffigen Geruch. Ich hätte mir den Ort gern einmal genauer angesehen, das jedoch musste ich verschieben.

Als ich mich zurückziehen wollte, um ins Bett zu gehen, hörte ich das Geräusch.

Diesmal waren es keine Schritte. Dafür ein kurzes, abgehackt klingendes Bellen, dem ein jaulendes Heulen folgte.

Hund oder Werwolf?

Plötzlich stand ich unter Spannung. Wieder breitete sich die zweite Haut auf meinem Rücken aus, und sie rann auch über mein Gesicht. War diese Nacht für mich noch nicht beendet?

Fast schien es so.

Plötzlich entdeckte ich den Schatten.

Schräg unter mir huschte jemand vorbei. Ob Mensch oder Tier, das war nicht genau zu erkennen, aber diese Bewegung hatte meine Neugierde angestachelt. Ich wollte mehr wissen.

Dazu musste ich nach draußen.

Noch einmal sah ich nach, wo sich die Gasse befand. Ich merkte mir die Stelle, und mein Blick glitt an der Fassade des Hauses entlang nach unten.

Das sah sogar günstig aus.
Und so machte ich mich daran, aus dem Fenster zu klettern…

***

Wer das Haus gebaut hatte, wusste ich nicht. Ich war ihm jedoch im Nachhinein dankbar, dass er mit Erkern, Simsen und kleinen Vorbauten nicht gespart hatte, auf denen ich Halt finden konnte.
Das klappte bis zur ersten Etage einigermaßen gut, dann wurde es kritisch, denn ich musste den Rest springen.
Dieses Risiko ging ich ein. Die Suche nach einer bequemeren Möglichkeit hätte mich zu viel Zeit gekostet.
Ich stieß mich ab und sah im Fallen die Gasse unter mir. Hart landete ich, der Schwung riss mich nach vorn, sodass es mir nicht mehr gelang, mich auf den Beinen zu halten. Ich musste mich über die Schulter abrollen, aber das hatte ich oft genug trainiert und überstand es, ohne Schaden zu nehmen. Die Kleidung war allerdings reif für die Reinigung.
Für einen Moment blieb ich lauschend stehen. Sicherlich hatte man mich gehört, nur erntete ich keine Reaktion.
Wo steckte der andere?
Ich rekapitulierte und gelangte zu dem Schluss, dass ich die Gasse durchlaufen musste, vorbei an den alten Fassaden malerischer Weinbauernhäuser. Das Rauschen verstärkte sich. Deshalb würde ich bald den Fluss erreichen, wenn ich so weiterging.
Von dem Schatten sah ich nichts. Auch dann nicht, als ich den Uferweg erreichte.
Er lag höher, man konnte ihn mit einem Damm vergleichen, der nicht bewachsen war. Vor mir wälzte sich die Loire durch ihr Bett.
Ein breiter Strom, über den es viele Geschichten gab. Bei der Schneeschmelze im Frühjahr führte er regelmäßig Hochwasser, jetzt allerdings wälzte er sich träge dahin.
Hatte ich mich getäuscht? War überhaupt kein Schatten vorhanden gewesen? Hatten mir meine Nerven vielleicht einen Streich gespielt? Es war alles zu vage, nicht greifbar. Ich sah meinem Atem nach, der als Wolke vor den Lippen stand und sich mit dem vom Fluss wehenden Dunst vereinigte.
Die Sicht war hier unten ziemlich schlecht. Hinter mir befand sich der Ort. Seine Häuser lagen in tiefem Schweigen.
Wahrscheinlich lief ich doch einem Phantom nach und dachte schon daran, wieder umzukehren, als ich eine Bewegung am Ufer sah.
Bis zum Rand des Dammes rannte ich vor, blickte in die Tiefe und sah die geduckt dastehende Gestalt neben einem Kahn, den sie auf den Uferkies geschoben hatte.
Der andere hatte mich noch nicht gesehen. Wahrscheinlich wollte er

über den Fluss, denn er löste bereits die Ruder und stemmte sich gegen das Heck, um das Boot ins Wasser zu schieben.

Ich war neugierig geworden und überwand den steilen Abhang.

Meine Geräusche verrieten mich. Leider konnte ich nicht geräuschlos laufen, der andere hörte mich, hielt in seiner Tätigkeit inne und fuhr herum.

Er sah mich, ich sah ihn.

Und ich wusste Bescheid.

Das war kein Mensch, sondern ein Monster. Der Kopf bestand aus einer übergroßen dunklen Masse, in dessen oberer Hälfte zwei Augen funkelten. Und es war nicht der Werwolf, den ich durch mein Kreuz sichtbar gemacht hatte. Hier stand ein anderer vor mir.

Ich hatte meine Überraschung schneller überwunden als er und lief auf ihn zu.

Noch immer blieb er geduckt stehen und blickte mir starrentgegen. Dann aber kam Bewegung in seine Gestalt. Er lief nicht weg, sondern riss mit seiner unwahrscheinlichen Kraft den Kahn hoch.

Zuerst glaubte ich, dass er ihn als Deckung vor seinen Körper halten wollte, dann rannte er damit ein paar Schritte vor und schleuderte den Kahn auf mich zu.

Ich war so überrascht, dass ich zu spät reagierte. Das Ducken nutzte insofern etwas, dass mich der Kahn nicht am Kopf, sondern am Rücken erwischte.

Es war ein brettharter Schlag, der mich von den Beinen holte. Für einen Moment kriegte ich keine Luft. Ich lag auf dem Kies, atmete keuchend und hörte das scharfe Grollen des Werwolfs, der sich drehte und in die entgegengesetzte Richtung floh.

Ich rappelte mich wieder auf.

Obwohl ich bisher nur zwei dieser Bestien gesehen hatte, wurden sie allmählich zur Plage, und die wollte ich stoppen. Noch immer hatte ich Mühe mit der Atmung. Jeder Schritt versetzte den Lungenflügeln einen Stich.

Zudem schmolz der Vorsprung leider nicht, denn der Werwolf verfügte über andere Kräfte als ich. Er rannte nicht wie ein Mensch, mir kam er vor, als wäre er der Teufel persönlich, der mit riesigen Bocksprüngen vor mir floh.

Auf dem Uferweg war es dunkel. Zwar schien der Mond, doch sein kaltes Licht konnte die langen Schatten der Finsternis nicht vertreiben, die den Weg bedeckten.

Ich holte leider nicht auf, aber der Werwolf konnte auch keinen Vorsprung gewinnen.

Er war kein Mensch und kannte das Wort Kondition nicht, aber er machte einen Fehler.

In einer huschenden Bewegung und aus vollem Lauf drehte er sich

plötzlich nach links, um die steile Böschung hochzurennen. Da hatte er Pech. Der Untergrund war rutschig und zu steil.

Ich sah, wie er ins Wanken geriet und versuchte, mit rudernden Armen das Gleichgewicht wiederherzustellen.

Vergeblich. Er kippte nach hinten. Mit dem Rücken zuerst schlug er auf und rollte den Hang hinab.

Aber ich hatte ihn unterschätzt. Geschmeidig wie eine Katze kam er wieder auf die Beine.

Ich war noch zu weit von ihm entfernt, als dass ich ihn hätte greifen können. Noch einmal wuchtete ich mich vor, aber die Bestie war auch diesmal schneller. Sie jagte bereits die Böschung hoch, als ich noch an deren unterem Rand stand. Und diesmal schaffte der Werwolf es. Er hatte sich weiter vorgebeugt, krallte sich mit Händen und Füßen an dem braunen Wintergras fest und kletterte so höher.

Ich folgte ihm.

Gewarnt durch den ersten Fall der Bestie, ging ich im schrägen Winkel hoch.

Und das klappte besser.

Ich hörte ihn fauchen, denn wir hatten gleichzeitig den Uferweg erreicht.

Er fuhr herum, ich ebenfalls.

Ja, er war ein Wolf und keine Mischung aus Mensch und Bestie.

Dieses Wesen hatte die lange Schnauze, die gefährlichen Pranken, den mit Fell bewachsenen Körper, die Reißzähne, die es mir in den Körper schlagen wollte.

Ich ließ die Pistole stecken und zog meinen Dolch, den ich zum Glück wiederhatte.

So erwartete ich ihn.

Er sprang nicht. Auch nach fünf, sechs Sekunden geschah nichts.

Der Werwolf blieb vor mir stehen, und er wich nach einer Weile sogar zurück. Schritt für Schritt, als hätte ich ihm Angst eingejagt. An meinem Kreuz konnte es nicht liegen, das hatte ich wieder verschwinden lassen. Es musste einen anderen Grund geben.

Ich folgte ihm. Und dabei ging ich schneller. Es war nur mehr eine Frage der Zeit, wann ich ihn erreicht haben würde.

Den Grund seines Rückzugs sah ich nicht, den hörte ich nur. Es war ein schnelles, dumpfes Tappen, vermischt mit einem hasserfüllten und gefährlichen Knurren.

Sofort blieb ich stehen, schaute an meinem Gegner vorbei und sah schon die beiden Schatten herbeieilen, die sich wie vierbeinige Phantome aus der Finsternis gelöst hatten.

Es waren zwei gefährliche und auf Mann dressierte Bluthunde!

***

Mir blieb zwar das Herz nicht stehen, aber die Gefahr wuchs mit jeder Sekunde. Trotz der Dunkelheit konnte ich ihre aufgerissenen Mäuler erkennen und die heraushängenden Zungen.

Der erste Bluthund wuchtete auf mich zu. Es war ein gewaltiger Sprung, der davon zeugte, welch eine Kraft in diesem Körper steckte. Wenn mich sein Gebiss erwischte, konnte ich einpacken, deshalb drehte ich mich nach links und rammte meinen rechten Arm in die entgegengesetzte Richtung. In der Hand hielt ich noch den Dolch.

Dessen Klinge jagte tief in den Körper des Bluthunds hinein.

Das wütende Knurren veränderte sich und wurde zu einem schmerzerfüllten Jaulen, als der Hund zusammensackte, sich überrollte und mit den Pfoten um sich schlug.

Ich hatte die Klinge wieder hervorgerissen und erwartete den Angriff des zweiten Viehs. Inzwischen nützte der Werwolf die Gelegenheit, sich wieder zurückzuziehen.

Laufen lassen wollte ich ihn nicht.

Meine freie Hand zuckte zur Beretta. Das war ein Fehler, denn auf diese Bewegung war der Bluthund abgerichtet. Er zögerte nicht eine Sekunde und war plötzlich da.

Diesmal konnte ich nicht ausweichen. Übergroß kam er mir vor.

Sein Maul war weit aufgerissen, der Speichel klatschte mir wie warme Regentropfen ins Gesicht, und ich stieß beide Hände in die Höhe, wobei ich in einer den Dolch hielt.

Der auf Menschen abgerichtete Körper prallte gegen mich und riss mich von den Beinen. Ich fiel auf den Rücken.

Ich bin ein Tierfreund. Mir tut es weh, wenn eine Kreatur stirbt, doch hier konnte ich nicht anders. Um mein eigenes Leben zu retten, musste ich das Tier töten.

Bevor das Gebiss meine Kehle packen und zubeißen konnte, stieß ich das von beiden Händen geführte Messer nach oben. Die Klinge traf, warmes Blut pulste aus der Brustwunde. Mit einem Tritt beförderte ich den Bluthund zur Seite.

Er blieb neben seinem Artgenossen liegen, der ebenfalls von der Klinge tödlich erwischt worden war.

Mein Gott, das hatte ich geschafft!

Innerlich zitterte ich. Ich spürte die Nervosität, mein Magen schien mit Blei gefüllt zu sein, aber ausruhen konnte ich mich nicht, denn da war noch der Werwolf.

Ich rappelte mich auf und wischte mir das Blut aus dem Gesicht.

Da sah ich die nächste Gestalt.

Sie schien aus dem Nichts gekommen zu sein, hockte auf einem Pferd, trug einen langen Umhang oder Mantel, und ich sah ein bleiches, gespenstisch wirkendes Gesicht, das sich unter dem Rand eines Hutes abzeichnete.

Das kann eine Frau sein, dachte ich, und dann wischte auch schon von der Seite her etwas auf mich zu.

Der Reiter hatte nur seine Hand bewegt, aber die lange Peitschenschnur fand genau ihr Ziel. Sie wickelte sich um meine Fußknöchel.

Ein Ruck reichte, und ich lag am Boden.

Das Pferd bekam die Sporen zu spüren. Schrill wiehernd stieg es auf seine Hinterläufe und wurde dabei um die Hand gedreht. Ich wusste, was man mit mir vorhatte. Im Wilden Westen hatte man so Menschen zu Tode geschleift.

Noch hielt ich den Dolch in der Hand. Als sich die Peitschenschnur spannte und der Reiter sich in Bewegung setzen wollte, zerschnitt ich mit der scharfen Klingenseite die Schnur.

Ich hörte noch ein singendes Geräusch, gleichzeitig galoppierte das Pferd los, aber ohne mich.

Ich blieb auf dem Bauch liegen und schaute hinterher. Die Hufe hämmerten dumpf auf dem Boden. Sie rissen die Erde auf.

Grassoden und Lehmklumpen flogen in die Höhe, als der Reiter im Dunkel der Nacht verschwand.

Auch den Werwolf sah ich nicht mehr. Wären nicht die beiden toten Bluthunde gewesen, hätte ich an einen Spuk glauben können. So aber musste ich mich mit der Realität abfinden.

Einige Sekunden länger als gewöhnlich blieb ich liegen, um meinen Atem zu beruhigen. Erst dann stemmte ich mich hoch, atmete schnaufend aus und spürte erst jetzt die Schmerzen, die nicht allein meinen Rücken durchzogen, sondern sich fast überall verteilt hatten.

Schwankend und breitbeinig blieb ich stehen, das Gesicht gegen den kühlen Wind gerichtet, der wenigstens meinen Schweiß trocknen sollte.

Langsamer als auf dem Hinweg ging ich wieder zurück. Diesmal kletterte ich nicht durch das Fenster, sondern schlich in den schmalen Gassen umher, bis ich den leeren Marktplatz erreicht hatte.

Es war wirklich geisterhaft still. Die Menschen mussten gewusst haben, dass in dieser Nacht das Grauen unterwegs war. Sie hatten sich typisch verhalten. Um nicht selbst in Gefahr zu geraten, blieb man lieber in den Häusern.

Zum Glück hatte ich meinen Zimmerschlüssel eingesteckt, an dessen Bund auch der Schlüssel zur Haustür hing. Ich öffnete sie, durchquerte die kleine stille Halle und ging zur zweiten Etage hoch.

Wer mich gesehen hätte, wäre weggelaufen, denn in meinem Gesicht klebte noch das Blut des Hundes.

Es war schon weit nach Mitternacht, aber das war mir egal. So konnte ich mich nicht hinlegen. Ich zog meine Klamotten aus, die ebenfalls schmutzig waren, und stellte mich unter die Dusche.

Das Wasser war nur lauwarm, aber es spülte mir zum Glück das Blut vom Körper.

Danach legte ich mich hin. Das Fenster hatte ich zuvor geschlossen. Als ich einschlief, begann bereits der Traum. Ich sah Hunderte von Werwölfen und Bluthunden, die um mich herum einen makabren Reigen tanzten.

Hoffentlich war das kein Omen für die nahe Zukunft.

***

Stunden später, ich lag noch im tiefen Schlaf, weckte mich das harte Klopfen an der Tür. Gerald Gress betrat mein Zimmer und stellte mir den Koffer direkt neben das Bett.

»Ist das ein Service?«

Ich richtete mich verschlafen auf. Meine Knochen schmerzten.

Wenn ich tief durchatmete, spürte ich das Stechen in der Brust und tastete sicherheitshalber meinen Körper ab.

Gress bemerkte dies und fragte: »Hast du was, John?«

»Kaum, ich will nur prüfen, ob ich ganz bin.«

»Es scheint noch alles bei dir dran zu sein.«

»Zum Glück.«

Gerald verstand mich nicht. »Was, zum Henker, ist denn los? Du machst den Eindruck, als hättest du kaum geschlafen.«

»Geschlafen habe ich gut, danke der Nachfrage, aber…« Ich stand auf und winkte ab. »Geh schon vor, wir treffen uns beim Frühstück.«

»Wie du meinst.«

Als Gress kopfschüttelnd verschwunden war, stellte ich mich wieder unter die Dusche. Diesmal war das Wasser warm. Ich rasierte mich, zog andere Kleidung an, steckte auch die Waffen ein und ging nach unten. Auf halbem Weg drang bereits Kaffeeduft in meine Nase, und vor dem Frühstücksraum erwartete mich die Pensionswirtin.

Sie war eine nette Frau, ziemlich rundlich. Sie hatte eine weiße Schürze umgebunden und das grau-schwarze Haar hinten zu einem Knoten gebunden.

»Ich bin Madame Dijon!« erklärte sie mir. »Herzlich willkommen bei uns.«

»Danke sehr, Madame.« Ich reichte ihr die Hand und stellte mich ebenfalls vor. Weder sie noch ich verloren ein Wort über die vergangene Nacht. Wenn die Frau etwas bemerkt haben sollte, behielt sie es für sich.

»Trinken Sie Kaffee, Monsieur Sinclair?«

»Ja, bitte.«

»Bon, ich bringe Ihnen eine Kanne. Gehen Sie schon vor.«

Ich trat über die Schwelle. Der Raum fasste vier Tische. Durch die Fenster konnte ich auf den Marktplatz schauen, wo reger Betrieb

herrschte. Händler hatten ihre Stände aufgebaut, es wurde tatsächlich ein Markt abgehalten. Das Leben lief normal weiter, als wäre nichts geschehen. Für Dezember war es einfach zu warm. Eine bleiche, fahl wirkende Sonne stand am Himmel. Ihr Licht fiel auf den großen Platz und übergoss den Brunnen mit einem unnatürlichen Glanz.

Gerald Gress hatte sich einen Tisch am Fenster ausgesucht. Der Reporter winkte mir zu. »Ein herrlicher Tag, nicht wahr? Als wenn nichts gewesen wäre.«

»Das kannst du wohl sagen.« Ich zog meinen Stuhl heran und nahm Platz. Auf dem Tisch standen frische Croissants, Butter, Konfitüre und Käse. Die Wirtin kam mit dem Kaffee.

»So, Monsieur, ich hoffe, es wird Ihnen munden.«

»Das glaube ich schon. Sie haben sich sehr viel Mühe gegeben, Madame.«

»Oh, vielen Dank.«

Ich schenkte mir Kaffee ein. Er war heiß und fast schwarz. Der würde wirken wie ein Herzschrittmacher.

Als ich ein Croissant aufgeschnitten hatte und Konfitüre nahm, konnte es mein Gegenüber nicht mehr länger aushalten. »Sag schon, John, was ist in der vergangenen Nacht geschehen?«

Zuerst aß und trank ich. Nach dem ersten Bissen begann ich mit meinem Bericht.

Staunend hörte Gress zu. Er hatte nicht nur die Augen weit geöffnet, sondern auch den Mund aufgeklappt, denn für ihn war es fast unbegreiflich, das alles zu erfassen.

»Und du saugst dir da nichts aus den Fingern?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf, weil ich den Mund voll hatte.

Gress zündete sich eine Zigarette an. Die brauchte er wohl auf den ersten Schreck. »Das ist ja kaum zu fassen!« flüsterte er. »Also, ich komme da nicht mit, ehrlich. An so etwas hätte ich nie im Leben gedacht. Bluthunde – wer hat die schon?«

»Ja, wer hat sie? Weißt du es?«

»Nein.«

»Wir könnten die Wirtin fragen.«

»Wäre am besten.« Er paffte drei hastige Züge. »Und wer war die Gestalt auf dem Pferd?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nicht mal, ob ich es mit einem Mann oder einer Frau zu tun gehabt habe. Die Person war wie ein Schatten. Sie kam ebenso schnell, wie sie verschwand. Tut mir Leid.«

Der Reporter nickte und dachte nach. »Wenn ich mir das alles so richtig überlege, haben wir es wahrscheinlich mit einer regelrechten Verschwörung zu tun. Oder was meinst du?«

»Kann sein. Nur von wem wurde sie angezettelt?«

Gress ließ mich erst einen Kaffee trinken, bevor er die Antwort gab.

Dabei strich er mit dem Zeigefinger über die Tischdecke. »Das ist alles viel zu vage. Außerdem kenne ich mich hier nicht aus.«

»Wir fragen die Wirtin.« Sie kam soeben herein und erkundigte sich, ob wir noch einen Wunsch hätten.

»Oui, Madame«, sagte ich, »den haben wir tatsächlich. Und zwar möchten wir eine Antwort von Ihnen haben.«

»Ja, bitte?« Sie ging einen halben Schritt zurück. Ihr Lächeln wirkte verklemmt.

»Kennen Sie jemanden, der sich auf Menschen abgerichtete Bluthunde hält, Madame?«

Sie erschrak. Um Zeit zu gewinnen, wiederholte sie den letzten Teil der Frage. »Ja, Monsieur«, sagte sie dann. »Die Familie Medoque hält sich Hunde, die ihr Schloss bewachen.«

»Und die laufen frei herum?«

»Im Schlossgarten schon.«

»Waren Sie mal dort?«

»Non, Monsieur«, erklärte sie fast entrüstet. »Ich doch nicht. Kaum einer aus dem Dorf darf die hohen Herrschaften besuchen. Die würden sich mit uns auch gar nicht abgeben.«

Ich musste lächeln. Die Frau vermittelte mir ein Bild aus dem letzten Jahrhundert, so obrigkeitshörig war sie.

»Dann wissen Sie auch nicht, ob die Medoques gern reiten?« fragte ich weiter.

»Da habe ich keine Ahnung.«

»Auch nicht der Schlossherr?«

»Monsieur, ich weiß es nicht!«

Ich lächelte freundlich. »Madame, Sie wissen doch sicherlich, wer auf dem Château wohnt. So etwas spricht sich im Ort herum, auch wenn die Distanz zwischen den beiden gesellschaftlichen Schichten noch so groß ist.«

Sie wand sich. Am liebsten wäre sie fortgelaufen, das verbot ihr wohl die Höflichkeit. Zudem hatte sie außer uns beiden keine anderen Gäste zu versorgen.

»Wir behalten es auch für uns, Madame!« sagte Gress.

»Ja, da wohnen die Medoques noch. Die Herrschaft hat eine Frau. Manon Medoque. Sie ist die Herrin.«

»Und nicht verheiratet?« fragte ich.

»Angeblich ist ihr Mann tot. Vor einigen Jahren kam er um. Ein Unfall, wie man erzählte.«

»Mehr wissen Sie nicht?«

»Nein.«

»Auch nicht, wie groß die Anzahl der auf dem Schloss lebenden Personen ist?«

»Das kann man nur schätzen.«

»Bitte, seien Sie so nett.«
»Da gibt es noch einige Verwandte. Einen Bruder, glaube ich. Und natürlich das Personal, das noch zahlreich vertreten ist.«
»Kommt Manon Medoque auch mal ins Dorf?«
»Einmal in der Woche.«
»Und wann ist das?«
»Heute.« Die Wirtin deutete auf das Fenster. »Wir haben Markt. Irgendwie lässt sie es sich nicht nehmen, ihn zu besuchen und einzukaufen. Begleitet wird sie stets von ihrem Kammerdiener.«
Ich horchte auf. »War sie heute schon hier?«
»Nein, Monsieur. Sie kommt immer gegen zehn Uhr. Ein Parkplatz wird extra für sie freigehalten.«
Was wir da hörten, war sehr interessant. Ich schaute auf meine Uhr, die wieder normal lief. Bis zehn Uhr waren es noch mehr als fünfzehn Minuten.
Das musste reichen.
»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?« Die Wirtin sah uns beide fragend an.
»Nein«, sagte ich.
Erleichterung zeichnete ihr Gesicht. Das Spiel aus Frage und Antwort war ihr doch unangenehm gewesen.
Gerald Gress zündete sich seine zweite Schwarze an. »Na, John, was sagst du?«
»Es hätte schlechter kommen können.«
Gress strich über seine Nase. »Wie ich dich einschätze, wirst du dem Markt einen Besuch abstatten.«
»Klar.«
»Und danach?«
»Das Schloss interessiert mich.«
Gress lachte. »Mich auch. Nur frage ich mich, ob sie uns reinlassen werden.«
»Das wird sich herausstellen.« Ich tupfte mit der Serviette meine Lippen ab und stand auf. »Los, sehen wir uns den Markt einmal genauer an. Bin gespannt, ob uns diese Manon über den Weg läuft.«
»Das hoffe ich für dich.«
Die Wirtin stand in der kleinen Halle und sprach mit einem jungen Mädchen, das einen Kittel trug und Bettwäsche über einem Arm hängen hatte. Die Kleine bedachte uns mit scheuen Blicken, im Gegensatz zu ihrer Chefin, die uns erleichtert zulächelte, als wir auf die Haustür zuschritten. Sie wünschte uns noch einen schönen Tag.
»Den werden wir wohl kaum haben«, meinte Gress und setzte seine dunkle Brille auf, weil die Sonne zu sehr blendete.
Zum ersten Mal sah ich die Umgebung bei Tageslicht. Ichbeschattete mit der Hand meine Augen, blickte in die Ferne und sah die herrlichen

Berge. Auf dem Gipfel lag Schnee. Weiter tiefer, an den Hängen, die von der Sonne verwöhnt wurden, erkannte ich die Rebstöcke, wo der weltberühmte Loire-Wein wuchs.

Die Lese war vorbei, deshalb wirkten die Rebenwälder ziemlich kahl. Den Fluss konnte ich nicht erkennen, hörte aber das Tuten einer Schiffssirene.

Um den Marktplatz zu erreichen, mussten wir um das Haus herumgehen. Es herrschte ein großer Trubel. Die Händler hatten ihre Stände aufgebaut und boten die Waren an. Obst, Gemüse, Gewürze, Stoffe und Kleinvieh. Es wurde gefeilscht, gehandelt und gekauft.

An einem Stand, wo nur Blumen angeboten wurden, blieben wir stehen. Wir befanden uns nicht weit von den Parkplätzen entfernt.

Genau hier würde Manon Medoque eintreffen, dann konnten wir sie bereits beobachten.

Noch tat sich nichts. Wir wurden als Fremde erkannt und beobachtet. Die Blicke waren allesamt nachdenklich und ein wenig abschätzend.

Gress holte schon wieder einen Glimmstängel hervor.

»Hast du überhaupt noch eine Lunge?« fragte ich.

»Non, ich qualme bereits auf der Leber.«

»Mach nur so weiter, dann fällst du auseinander.«

»Du nimmst mir auch jede Freude.«

Ich ging darauf nicht ein und deutete auf die Straße, die zum Marktplatz führte.

Dort schob sich ein Wagen langsam näher. Es war ein schwarzer Mercedes der gehobenen Preisklasse. Wegen der abgedunkelten Scheiben konnte ich nicht in das Fahrzeug hineinschauen, war mir aber sicher, die Schlossherrin darin zu wissen.

Der schwarze Wagen wurde tatsächlich in eine freie Parklücke gelenkt und rollte dort sanft aus. Ebenso sanft öffnete der Fahrer erst seine, dann die rechte Fondtür und ließ die Fahrerin aussteigen.

Auf sie konzentrierte sich mein Interesse. Es war eine sehr elegante Frau, die den Wagen verließ. Sie trug einen violetten Mantel, mehr einen Umhang, lässig über die Schultern gelegt. Der Kragen war sehr weit und wuchtig geschnitten und lief nach vorn hin in einem spitzen Ausschnitt aus. Unter dem Mantel schimmerte der Stoff eines schlicht wirkenden grauen Kostüms. Der breitkrempige Hut passte in der Farbe dazu. Eine violette Feder stand ab wie ein gespreizter Finger. Das Haar war schwarz und streng nach hinten gekämmt, wie ich sehen konnte, als sich die Frau lässig herumdrehte.

Gress neben mir nickte anerkennend. »Mann, das ist vielleicht ein Feger. Klar, dass die Leute so eine Type nicht anzusprechen wagen.«

Welchen Adelstitel sie trug, wusste ich nicht. Jedenfalls benahm sie sich wie eine Königin, denn sie schritt hoheitsvoll daher, begleitet von ihrem Leibwächter oder Diener, einem stiernackigen Mann à la

Rambo.
Als die beiden die Stände ansteuerten, machte man ihnen respektvoll Platz. Die Menschen hier wussten, was sie einer Person wie dieser Madame schuldig waren.
»Und? Ist sie das?« fragte mich Gress.
»Ich weiß es nicht genau. In der Nacht war es verdammt finster, und jetzt ist sie zu weit entfernt.«
»Das ist Pech.«
»Aber ich werde sie mir aus der Nähe ansehen!« erklärte ich.
»Lass uns mal hingehen.«
»Direkt?«
»Nein, das soll wie zufällig aussehen.«
Wir schlugen einen Bogen. Gress, der wieder paffte, hielt sich dicht an meiner Seite. Er hatte die Hände in die Taschen gesteckt, die Schwarze klemmte dabei in seinem rechten Mundwinkel.
Ich fing einige Gesprächsfetzen auf und konnte feststellen, dass sich Manon Medoques Ankunft bereits herumgesprochen hatte. Die Menschen redeten über sie. Einige nannten sie respektvoll Gräfin, andere, die jüngeren, sahen inihr eine verdammte Ausbeuterin und hochnäsige Person. Sie trauten sich aber nicht, es ihr direkt ins Gesicht zu sagen.
Der Markt war in viereckiger Form angelegt worden. Durch einen breiten Gang wurde er in zwei Hälften geteilt, und durch diesen Gang schritten wir.
Manon Medoque kam uns entgegen. Neben ihr ging ihr Diener, der die Uniform eines Chauffeurs trug. Madame gab sich sehr lässig.
Sie war mal hier, mal dort, nahm Obst und Gemüse in die Hand, prüfte es, um es anschließend mit einer beinahe unwilligen Geste wieder fallen zu lassen.
Die Händler sagten nichts. Auch wenn sie sich ärgerten, zeigten sie es nicht. Im Gegenteil, sie bedankten und verneigten sich noch.
Das wäre nichts für mich gewesen.
Wir näherten uns immer mehr dem ungleichen Paar. Es würde nicht mehr lange dauern, dann stießen wir zusammen.
Vor uns drückten sich die normalen Marktbesucher bereits rechts und links gegen die Stände, damit die Schlossherrin nur nicht auf die Idee kam, jemand wolle sie aufhalten.
Gress hielt sich hinter mir. Ich hörte sein Lachen. »Gleich geht es rund!« flüsterte er.
»Meinst du?«
»Klar, wenn du nicht zur Seite weichst.«
»Das hatte ich eigentlich vor.«
Wir waren dem Diener bereits aufgefallen. Unter dem dunklen Schirm der Mütze musterte er uns scharf. Ihm gefiel es nicht, dass wir

noch keinen Platz geschaffen hatten, seine wedelnden Handbewegungen zeugten von Ärger und Ungeduld.

Einen Teufel taten wir und gingen in der Mitte des Weges weiter.

Das war dem Knaben wohl noch nie passiert. Sein Gesicht zeigte plötzlich Erstaunen und Ärger. Trotz der Sonnenstrahlen, die auch ihn nicht verschonten, sah seine Haut grau und teigig aus. Er hatte ein fliehendes Kinn, die Augen wirkten klein, ebenso wie die Nase.

Madame hatte noch nichts bemerkt. Jedenfalls tat sie so undsah sich auch weiterhin die Auslagen an. Bis ihr Diener plötzlich stehen blieb, weil er mich sonst gerammt hätte.

Ich rührte mich nicht.

Wir fixierten uns.

Ich las aus seinem Blick die Härte und Unnachgiebigkeit. Dann sprach er mich an. »Aus dem Weg! Ich warne nur einmal!«

»Danke. Aber wollen Sie nicht Platz machen?«

»Nein!« Er fügte keine weiteren Erklärungen hinzu, dafür sprach seine Herrin. »Was ist denn los, zum Teufel? Ich will weiter. Jean, schaff sie weg!«

Jean hatte bereits die rechte Hand zur Faust geballt. Bevor er jedoch zuschlagen konnte, handelte ich. Ich trat zu. Als Ziel hatte ich mir seinen rechten Lackschuh ausgesucht.

Plötzlich öffnete er den Mund und gleichzeitig die Faust. Ein Ächzen floss über seine Lippen. Er hob den rechten Fuß an, hinkte zur Seite und lehnte sich gegen einen Stand.

Manon Medoque konnte es nicht fassen. Sie starrte ihren Leibwächter an.

»Madame!« sprach ich sie an.

»Was ist?«

Zum ersten Mal sahen wir uns aus der Nähe. Ich betrachtete sie aufmerksam.

War sie tatsächlich die Person, die mich in der Nacht hatte zu Tode schleifen wollen?

So genau konnte ich es nicht erkennen. Ihr Gesicht mit der straffen Haut wirkte streng und herrisch. Man konnte sie als eine herbe Schönheit bezeichnen.

»Ich möchte Sie sprechen, Madame!«

»Und?«

»Es könnte etwas länger dauern, deshalb.«

Ihr scharfes Lachen ließ mich verstummen. »Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber ich habe gesehen, wie Sie meinen Diener behandelten. Glauben Sie im Ernst, dass ich Ihnen noch eine Chance gebe, mit mir zu reden? Geben Sie den Weg frei! Und der Zwerg neben Ihnen soll auch zur Seite treten.«

Da hatte sie Gress aber empfindlich getroffen. »Madame«, sagte er

grinsend und trotzdem mit ernster Stimme. »Es kommt nicht allein auf die körperliche Größe an.«

»Werden Sie nicht unverschämt.« Ihre Stimme hatte einen gefährlichen Unterton.

Jean, der die Blamage nicht auf sich sitzen lassen wollte, sah sich genötigt, einzugreifen. Um an eine Waffe zu gelangen, musste er zunächst einige Knöpfe seiner uniformähnlichen Jacke öffnen, das gab mir Gelegenheit, meine eigene Pistole zu ziehen und ihn in die Mündung schauen zu lassen.

»War wohl nichts, Jean.«

Sein Arm sank nach unten. Die uns umstehenden Gaffer hielten den Atem an, aber ich wollte weitere Konfrontationen vermeiden, deutete eine spöttische Verbeugung an und sagte: »Wir sehen uns bestimmt noch, Madame.«

»Das hoffe ich nicht.«

»Warten Sie es ab.« Dann ging ich, und Gress folgte mir auf dem Fuß. Er lachte. »Denen hast du es aber gegeben, John. Und das noch vor Zeugen. So etwas verzeihen sie dir nie.«

»Das sollen sie auch nicht.«

»Hast du sie bewusst gereizt?«

»Ja, ich will diese komische Familie ein wenig aus der Reserve locken. Mal sehen, wie sie sich benehmen.«

»Das kann auch ins Auge gehen.«

»Ich weiß.«

Wir hatten inzwischen den Platz verlassen. Gress deutete auf die offene Eingangstür eines Bistros. »Also, wenn du mich fragst, könnte ich einen Schluck vertragen.«

»Gemacht.«

Wir nahmen an einem runden Tisch Platz, der direkt neben dem Fenster stand, sodass wir nach draußen sehen und den abgestellten Mercedes beobachten konnten.

Gress hatte zwei Rote bestellt. Der Wirt brachte sie.

Gerald hob sein Glas vorsichtig an. »Auf wen oder was sollen wir trinken?«

»Nicht auf Manon.«

Er lachte meckernd. »Das habe ich mir schon gedacht. Trinken wir auf uns.«

»Einverstanden.«

Der Wein war kühl. Gress verdrehte die Augen. »Das ist der frische Beaujolais, der geht runter wie Saft, auch wenn er nicht so süß ist.« Er trank noch einmal.

Ich aber schaute aus dem Fenster, denn ich hatte Manon und ihren Leibwächter gesehen. Die beiden gingen zum Wagen. Diesmal hatten sie nichts eingekauft.

Die Frau ging normal, Jean aber humpelte. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Beide passierten das Bistro-Fenster, und Jean entdeckte uns plötzlich.

Er blieb stehen.

Gress winkte ihm noch zu. »Lass es lieber sein«, warnte ich ihn.

»Der macht dich sonst fertig.«

»Er kann es ja versuchen.«

Jean tat nichts, doch in seinen Augen las ich den kalten Hass.

Wenn es noch einmal zu einer Begegnung zwischen uns kam, würde er wahrscheinlich versuchen, uns zu töten.

So ging er zum Wagen, öffnete seiner Herrin die Tür und stieg danach selbst ein.

Dann fuhren sie weg.

»Du kommst mir vor wie einer im Westernfilm«, sagte Gress.

»Kaum in der Stadt und schon Feinde.«

»Deshalb will ich auch von hier verschwinden.«

»Ach. Und dein nächstes Ziel?«

»Ist die Höhle des Löwen. Das Schloss der Medoques.«

***

Hoffentlich war es kein zu schlechtes Zeichen für unsere Aktion, denn die Sonne verschwand hinter grauen Wolken.

Wir saßen wieder in Gress' Peugeot, hatten den Ort verlassen und fuhren in Richtung Schloss. Das jedenfalls hatte er mir gesagt, obwohl ich von dem Prachtbau noch nichts sah.

Dafür sah ich herrliche Weinberge, die, aneinander geschmiegt, eine sanfte, hügelige Kette bildeten. Die Straßeführte in Windungen hinab in ein Tal, begleitet vom breiten Strom, durch den sich schwere Schlepper schoben.

Am Talgrund stand ein altes, aus klotzigen Steinen errichtetes Fährhaus. Die breite Fähre hatte angelegt, aber niemand wollte hinüber, und so wartete der Fährmann im Schatten eines Vordachs. Wir passierten ihn, das Tal öffnete sich, und mein Blick fiel auf ein Märchenschloss.

So ähnlich kann ich es nur beschreiben. Ich kannte ja unsere englischen Schlösser, aber einen so verspielten Bau wie diesen hatte ich bei uns noch nicht gesehen, wo oft die klaren, romanischen Formen vorherrschten.

Gerald Gress hatte mein Erstaunen bemerkt. Er stoppte am Straßenrand und lachte leise. »Beeindruckt, John?«

»Das kann man wohl sagen.« Ich starrte das Schloss an, dessen eine Seite im fahlen Schein des wieder hervorgekommenen Sonnenlichts lag.

»Dabei gehört es nur zu den mittelprächtigen Schlössern an der

Loire«, erzählte mir Gress. »Das bekannteste ist das Schloss Chambord. Bei dem Bau musst du dir einmal seine Dachlandschaft ansehen. Die besteht nur aus Türmen und Türmchen.«

Jemand hatte dieses Gebiet mal als den Garten Frankreichs bezeichnet. Da konnte ich nur zustimmen. Vom Klima verwöhnt, wuchs hier nicht nur ein vorzüglicher Wein, auch Gemüse und Obst fanden einen idealen Nährboden in dieser Tallandschaft mit den mehr als hundert Schlössern.

Weiter südlich begannen die großen Laubwälder. Da wurde die Loire flacher, sodass viele gelbe Sandinseln zum Vorschein kamen.

An diesen Uferregionen wächst oft genug ein urwaldartiges Dickicht, und aus den Wäldern erheben sich die prächtigen Schlösser, sodass die Gegend wie eine Märchenlandschaft wirkt.

Ich schaute auf die breite Seite des Schlosses. Lange Fensterfronten, prächtige Giebel, zahlreiche kleine Türme auf dem Dach und ein weitläufiger Garten, besetzt mit monumentalen Skulpturen, über die im Sommer hohe Laubbäume ihr schützendes Dach aus Blättern ausbreiteten.

Gebaut worden waren diese Schlösser in der großen Zeit der Renaissance, der Erneuerung. Zeitlich konnte man das 16. Jahrhundert dafür angeben.

Aber nicht nur Könige haben die Schlösser bewohnt, auch Künstler und Wissenschaftler sowie Mätressen. Katharina von Medici hatte hier ebenso einige Jahre ihres Lebens verbracht wie Leonardo da Vinci.

»Für einen nüchtern denkenden Engländer ist das allerhand, nicht wahr?« fragte Gress.

»In der Tat.« Ich hüstelte. »Wenn ich bedenke, dass dieses Schloss bestimmt hundert und mehr Zimmer hat, möchte ich gern das Personal sehen, das die Räume in Ordnung hält.«

»Du hast das Problem erfasst!« erklärte der Reporter. »Aus diesem Grunde stehen auch große Teile der Schlösser leer. Vieles verkommt, außerdem ist nicht das Geld da, um die Schlösser zu erhalten. Und nicht alle Besitzer haben ihre Objekte zu Hotels umfunktioniert.«

»Okay, Gerald, fahren wir weiter. Du kennst dich ja gut aus. Stammst du aus der Gegend?«

»Nein, ich bin aus dem Elsass, aber man kommt in meinem Job eben viel herum.«

»Ist das Gebäude umzäunt?«

Gress schüttelte den Kopf. »Die Bewohner haben das nicht nötig. Jeder Popel weiß, dass er das Gelände nicht betreten darf. Und für neugierige Touristen sind Warnschilder aufgestellt worden.«

»Die wir übersehen werden.«

Er grinste nur.

Es hatte den Anschein, als würden wir genau auf die prächtige

Fassade zurollen, aber in dem Tal machte der Weg einen Schlenker nach links und kroch allmählich wieder den nächsten Hügel hoch, wo dichter Mischwald stand.

Auf ihn rollten wir zu.

Gress war raffiniert. Er fand den schmalen Weg auf Anhieb, stellte den Wagen in eine gute Deckung und stieg aus.

Auch ich verließ den Peugeot. Ein viel zu warmer Windwehte durch das Tal. Obwohl der Winter noch nicht richtig begonnen hatte, roch es schon nach Frühling.

Das Wetter spielte in der letzten Zeit immer verrückter.

»Hast du einen Plan?« fragte Gress.

»Ja, ich werde ordnungsgemäß schellen, klopfen oder läuten. Mal sehen, wie es dann weitergeht.«

»Man wird uns abwimmeln. Wenn es dabei bleibt.«

»Denkst du, dass es schlimmer kommt?«

»Ich sage nur Jean.«

Ich zuckte mit den Schultern und setzte mich in Bewegung.

Wir verließen den Wald und überquerten vor einem mit Gemüse beladenen Lastwagen die Straße, um uns dem eigentlichen Schlosspark zu nähern.

Schon sahen wir die Warnschilder. Sie waren so aufgestellt, dass sie nicht übersehen werden konnten. Es war verboten, das Gelände zu betreten. Der Rasen war geschnitten worden. Die kleinen Teiche schimmerten im Sonnenlicht wie Quecksilberinseln.

Ich schüttelte den Kopf. In diese märchenhaft schöne Landschaft passten Werwölfe so gar nicht hinein.

Gress zog seine Jacke zurecht. »Dann wollen wir mal«, sagte er und setzte als Erster seinen Fuß auf den »heiligen« Boden.

Ich folgte ihm vorsichtig, denn ich rechnete mit Überwachungsanlagen. Wer einen so großen Besitz hatte, musste sich einfach absichern.

Es blieb friedlich.

Von der anderen Seite des Flusses wehte ein sanfter Wind. Er umsäuselte die hellen Steinfiguren, die an den kleinen Teichen standen.

Es waren menschliche Skulpturen. Wer hier einmal gelebt hatte, musste die alten Griechen verehrt und eine Vorliebe für Jünglinge gehabt haben, denn die meisten der dort stehenden Bildnisse zeigten eben diese Jünglinge in verschiedenen Positionen.

Auch Gress war dies aufgefallen. Er grinste schief, bevor erfragte:

»Ob diese Manon vielleicht scharf auf junge Männer ist?«

»Du kannst sie ja mal fragen.«

»Bestimmt.«

Das Schloss vor uns schien in dem weitläufigen Park kaum näher zu

kommen. Eine bedrückende Stille herrschte. Niemand arbeitete.

Gress bewegte sich unbehaglich. Seine Stimme klang nicht mehr so sicher und voller Optimismus, als er sagte: »Ich warte nur darauf, dass sie uns abschießen wie Hasen. Das Gelände ist ziemlich frei. Wenn sich jemand mit einem Gewehr in eines der Schlossfenster legt, durch ein Zielfernrohr peilt…«

»Es reicht! Wenn du Angst hast…«

»War nur alles rein theoretisch.«

»Ach so.« Völlig unbegründet war die Vermutung nicht.

Gress wollte unbedingt bei mir bleiben, als ich den Vorschlag einer Trennung gemacht hatte.

»Gemeinsam kämpfen, gemeinsam untergehen«, hatte er mir entgegnet.

Untergehen wollte ich nicht. Zum Glück erreichten wir eine Baumgruppe. Gress blieb in ihrem Schutz stehen.

»Was hast du?« fragte ich, als er aufstöhnte.

»Nun ja, ich denke immer an die Bluthunde, von denen du erzählt hast.«

»Die haben sich bisher nicht blicken lassen.«

»Zum Glück.«

Ich war zwischen zwei Bäumen stehen geblieben und sah mir das Haus an. Es war tatsächlich ein Risiko, sich dem Schloss auf dem freien Gelände zu nähern, deshalb schlug ich vor, einen großen Bogen zu schlagen, um an die Rückseite des prunkvollen Baus zu gelangen.

»Und warum das?« fragte Gress.

Ich zwinkerte ihm zu. »Weil ich aus Erfahrung weiß, dass die hinteren Seiten dieser Bauten oft wesentlich interessanter sind als deren Vorderfronten.«

»Kennst du dich da aus?«

»Sicher.«

»Gut, ich komme mit.« Er räusperte sich. »Was aber ist, wenn wir eine offene Tür finden?«

»Unverschlossenen Türen habe ich noch nie widerstehen können.«

»Oh, ein kleiner Einbrecher.«

»Das nicht gerade.«

Noch immer schien die falsche Dezembersonne. Doch über den Weinbergen jenseits des Flusses ballten sich allmählich Wolken zusammen, die nach Regen aussahen.

Wenn wir die Rückseite erreichen wollten, mussten wir noch eine Anzahl kleiner Teiche passieren.

Inzwischen konnte ich die Fassade besser erkennen. Auch den Wagen, der vor dem Schloss stand, sah ich. Es war der dunkle Mercedes. Er wirkte vor dem Prunkbau klein und verloren.

»Madame ist zu Hause!« murmelte Gerald. »Und Jean bestimmt

auch.«
»Der ist deine große Sorge, wie?«
»Kannst du wohl sagen. Wo der zuhaut, wächst kein Gras mehr.«
Er schüttelte sich. »Aber die Sache mit dem Zehentritt war stark. Die muss ich mir merken. Hast du das selbst erfunden?«
»Nee, von Terence Hill und Bud Spencer übernommen.«
»Kann ich mir vorstellen.«
In den folgenden Minuten waren wir sehr aufmerksam, aber vom Schloss her tat sich nichts. Keiner griff uns an, der Klotz lag dort in einer nahezu gespenstisch wirkenden Stille.
Auf der Rückseite sah es ähnlich aus wie an der Vorderfront. Nur der Park wirkte dort ein wenig ungepflegter, weil dichter bewachsen. Sehr nahe kamen wir an den Bau heran.
Erst jetzt spürten wir etwas von dieser kolossalen Größe. Auch hier war die Fassade nicht glatt. Zahlreiche Erker, Vorsprünge, Türmchen, Figuren und Skulpturen schmücktensie. Sogar eine in den Stein gehauene Uhr konnten wir erkennen.
Natürlich auch zahlreiche Fenster sowie breite Scheiben und Türen. »Davon können wir uns einige aussuchen!« sagte Gress. »Welche nehmen wir?«
»Bleib du mal zurück.«
»Wieso?«
»Nicht, dass ich dich nicht mithaben will, aber du kannst mir Rückendeckung geben, während ich mir die Dinge einmal genauer ansehe.«
Er hatte zwar keinen Widerspruch eingelegt, ich sah ihm jedoch an, dass er nicht sehr begeistert war.
Ich hatte die Fassade bald erreicht und entdeckte erst jetzt die Fenster, die in Bodenhöhe lagen. Die mussten zu den Kellern oder Kerkern gehören, zudem waren sie vergittert.
Das beunruhigte mich ein wenig. Wer Fenster vergitterte, der hatte etwas zu verbergen.
Vier vergitterte Fenster lagen nebeneinander, wie bei einem Gefängnis.
Ich trat an das erste Fenster heran, kniete mich hin und untersuchte es.
Scheiben fand ich keine vor, nur eben die Stäbe. Als ich zwischen sie leuchtete, riss der dünne Strahl meiner Bleistiftlampe die Dunkelheit auf.
Menschen entdeckte ich keine. Das Gefängnis schien leer zu sein.
Eigentlich hatte ich die nächsten Fensteröffnungen auch nicht weiter untersuchen wollen, als mir etwas auffiel.
Es war ein Geräusch, das mich misstrauisch werden ließ. Ein leises Fauchen und auch Tappen.

Es war aus dem Fenster gedrungen.
Ich ging einen Schritt weiter, dann noch einen und konnte auf die nächsten Gitter schauen.
Im Vergleich zu der Größe des Schlosses war dies hier alles klein und irgendwie lächerlich.
Als weniger spaßig allerdings empfand ich die beiden Pranken, die sich um zwei Stäbe geklammert hatten.
Es waren keine normalen Hände, sondern fellbewachsene Klauen, die nur einem Werwolf gehören konnten.
Dieser Anblick hatte mich so überrascht, dass ich zunächst einmal gar nichts tat und nur abwartete. Die Pranken sah ich zwar, den Werwolf allerdings nicht. Er musste sich unterhalb des Gitterfensters versteckt halten und hatte nur die Arme ausgestreckt.
Werwölfe am helllichten Tag?
Das war so eine Sache. Wenn sie sich verwandelt hatten und auch so blieben, dann hielten sie sich in der Finsternis auf, wie sie in diesem Keller vorherrschte.
Da sich die Pranken nicht von den Stäben lösten, kam mir eine Idee. Ich holte mein Kreuz hervor, um es gegen die eine Pranke zu drücken, aber der Instinkt hatte die Bestie sofort gewarnt. Sie zog sich hastig zurück.
Innerlich triumphierte ich. Wir hatten uns genau die richtige Stelle ausgesucht. Diese Madame Medoque schien einiges auf dem Kerbholz zu haben. Sie würde mich mit Lügen nicht mehr abweisen können, das hatte ich mir fest vorgenommen.
Ich leuchtete wieder durch die Stäbe. Irgendwo musste sich der Werwolf ja herumtreiben. Als ich den Arm bewegte und der Lampenstrahl mitschwang, entdeckte ich ihn.
Er hockte auf dem Boden. Sein Körper war fellbewachsen, das Maul stand offen. Auch die Augen leuchteten mich an. Ich sah die Kälte darin, bevor sich der Werwolf zur Seite drehte und mit einem Satz aus dem Lichtkreis verschwand.
»Ich freue mich schon auf einen Besuch bei dir!« murmelte ich und wollte mich wieder zurückziehen.
Bevor ich mich umdrehen konnte, hörte ich das dumpfe Geräusch. So, als wäre jemand zu Boden gefallen.
Ich drehte mich um.
Mein Blick fiel auf eine Gestalt, die rücklings und wie tot im Gras lag. Es war Gerald Gress.
Auf einmal verschwand meine Euphorie. Was war geschehen?
Von allein war mein Partner bestimmt nicht zu Boden gegangen, da musste jemand nachgeholfen haben. Aber wer?
Langsam kam ich wieder in die Höhe. Meine Hand näherte sich der Waffe, ohne sie jedoch zu ziehen, denn ich sah kein Ziel. Nur eben

Gress, der sich nicht mehr rührte.
War er tot?
Dieser Gedanke gefiel mir überhaupt nicht. Ich spürte den Druck im Magen, das Gefühl der Spannung, das mich festhielt und sich auch immer weiter ausbreitete.
Etwas stimmte da nicht. Irgendjemand belauerte mich, aber ich konnte ihn nirgendwo entdecken.
Wieder spürte ich den Wind. Diesmal kam er mir kühler vor. Mit vorsichtigen Schritten näherte ich mich dem Reporter. Er lag nicht weit von einer Buschinsel entfernt, auf der unser Gegner durchaus lauern konnte, denn sie war mit Pflanzen bewachsen, die auch im Winter ihre Blätter nicht verloren.
Sosehr ich mich auch bemühte, erkennen konnte ich hinter dem dichten Blättervorhang nichts.
Trotzdem roch es meilenweit nach einer Falle. Aber konnte ich Gress einfach liegen lassen?
Nein, das brachte ich nicht fertig. Wenigstens wollte ich ihn in Deckung ziehen.
Eine Wunde erkannte ich bei ihm nicht. Ich sah auch kein Blut.
Wer immer ihn erwischt hatte, war ein Meister seines Fachs gewesen. Er hatte sehr hart und präzise zugeschlagen.
Bevor ich mich um ihn kümmerte, warf ich noch einen raschen Blick in die Runde.
Klar und rein war die Luft. Sie roch nach Frühling. Völlig unnatürlich zu dieser Jahreszeit, und ich wunderte mich, welche Gedanken mich befielen. Möglicherweise hing es mit der Unnatürlichkeit der gesamten Szene zusammen. Es war helllichter Tag, ich kam mir trotzdem vor wie ein Gefangener oder als Hauptakteur in einem Streifen, der dicht vor einer entscheidenden Szene stand.
Neben Gress kniete ich mich nieder. Aber in einer Haltung, die es mir erlaubte, sofort wieder auf die Füße zu springen. Wenn ich den Blick senkte, konnte ich direkt in sein blasses Gesicht schauen. Auch dort sah ich weder eine Wunde noch Blut.
Aber an der Seite. Da genau hatten sie ihn erwischt.
Und mich erwischten sie auch.
Alles in mir zog sich zusammen, als ich das sich triumphierend anhörende Hecheln vernahm.
»Wenn du dich bewegst, zerreißen sie dich!« schrie jemand.

***

Noch immer war meine unmittelbare Umgebung leer, dennoch war ich angesprochen worden. Und plötzlich starrte ich in eine Mündung. In diesem Augenblick tauchten zwei Bluthunde auf. Ich erstarrte in der Bewegung. Eigentlich war ich ein Trottel, ich hätte nicht in diese

Falle hineinzulaufen brauchen.
Sekunden vergingen.
Ich hatte das Gefühl, als wollte man mich nervös machen. Und der Kerl, der mich angesprochen hatte, war mir ebenfalls nicht unbekannt. Auf dem Markt hatten seine Zehen Bekanntschaft mit meinem Absatz gemacht. Jetzt war für Jean die Chance gekommen, mit mir abzurechnen.
»Waffe weg!«
Dem Befehl war nichts mehr hinzuzufügen. Ich schob meine Hand vorsichtig unter die Jacke, und die Fingerspitzen berührten den Griff der Beretta. Ebenso langsam zog ich die Pistole hervor.
Zwei Sekunden später lag sie im Gras, nicht weit entfernt von Geralds Füßen. Doch der war bewusstlos.
Aus dem Gebüsch erscholl das hässliche Lachen. »So, du Füßetreter, jetzt sehen wir weiter. Bleib nur so sitzen. Wenn du nur den kleinen Finger rührst, zerbeißen dir meine Freunde die Kehle. Zwei hast du in der Nacht killen können. Die Brüder dieser Hunde freuen sich darauf, mit dir abzurechnen.« Ein scharfer Zischlaut erklang, der den beiden Tieren galt.
Die Zweige bewegten sich plötzlich heftiger, das Blattwerk zitterte, dann kamen sie.
Bisher hatte ich die hellen, leicht gefleckten und auf Mann dressierten Bestien nur gesehen, wenn sie sich heftig bewegten und auf ihre Opfer zusprangen.
Diesmal schlichen sie.
Es war noch schlimmer.
Ich saß in der Hocke, schaute sie an, und ich fühlte mich verdammt mies, denn ich befand mich mit ihnen fast auf gleicher Höhe.
Das heißt, sie überragten mich sogar, und ihre aufgerissenen Schnauzen erinnerten an finstere Morddrohungen.
Das Fell war glatt, als wäre es frisch gebürstet worden. Aus den Lefzen tropften Speichel und Geifer. Das Hecheln der Hunde begleitete jeden sanft gesetzten Schritt. In den Augen las ich eine Tücke und Kälte, gepaart mit einer gewissen Menschenverachtung.
Von zwei Seiten schlichen sie heran. Ich hätte es trotzdem versucht und mich gewehrt, wenn da nicht noch die Mündung gewesen wäre, die mich wie ein totes Auge zwischen den Blättern des Gebüschs her anglotzte.
Auf meinem Körper lag eine kalte Schweißschicht. Auch ich bin ein Mensch mit Nerven, und diesmal reagierten sie besonders stark.
Endlich blieben sie stehen!
So nahe bei mir, dass ich ihren Geruch wahrnehmen konnte. Aus ihren Mäulern drang der faulige Atem. Von zwei Seiten umwehte er meinen Kopf.

Plötzlich spürte ich ihre Reißzähne an meinem Hals.

Locker, sanft, aber tödlich. Wenn sie die Mäuler zuklappten, war es aus mit mir.

Starr blieb ich sitzen. Obwohl der Boden fast teppichweich war, wurde diese Haltung doch allmählich unbequem.

Wann endlich würde Jean kommen?

Er war ein kleiner Sadist, denn er genoss es, mich still sitzen zu sehen. Neben mir standen die Bluthunde. Noch immer atmeten sie hechelnd. Ihre Körper blieben nie ruhig.

Endlich bewegten sich die Zweige und Blätter. Die Mündung wanderte höher, wurde dann gekippt.

Schräg wies sie auf mich. Wenn Jean abdrückte, würde die Ladung meinen Kopf zerblasen, denn dieser ungewöhnliche Diener hielt eine Schrotflinte in den Händen.

Er war sich seiner Stärke voll bewusst. Er war der Sieger, ein Rambo mit zwei Bluthunden.

Die Schrotflinte hielt er ziemlich lässig. Davon jedoch wollte ich mich nicht täuschen lassen. Leute, die mit ihren Waffen so sicher umgingen wie andere mit dem Essbesteck, hatten Übung darin. Vorsicht war geboten.

Jean war ein Mensch, der keine Rücksicht nahm.

Er zertrat das Buschwerk einfach. Zwei Schritte noch, dann stand er vor mir, die Mündung zeigte nach wie vor auf mich. Jetzt drückte er sie mir gegen die Stirn. Der Lauf verschwamm vor meinen Augen. Ich hörte ein Grunzen und ein rauhes Lachen.

»Wenn ich jetzt abdrücke, bleibt von deinem Schädel nichts mehr zurück, Zehentreter.«

Ich wurde frecher. »Das wagst du nicht.«

»Glaubst du?«

»Ja!«

»Du hast recht.«

Mutig schaute ich an dieser breitbeinig dastehenden Gestalt hoch, sah das Gesicht. Es kam mir vor wie ein weicher Teigklumpen.

Wer war dieser Jean?

Wirklich nur ein Leibwächter und Chauffeur? Daran konnte ich nicht glauben. Hinter dieser brutalen Maske musste mehr stecken, als ich bisher angenommen hatte.

»Du wirst jetzt langsam aufstehen und deinen Kumpel über die Schulter werfen.«

»Was ist dann?«

»Ich sage es dir noch.« Er zog die Mündung zurück und hob meine Beretta auf, die er sofort verschwinden ließ. Dabei behielt mich seine Waffe immer unter Kontrolle.

»Beweg dich!«

»Nimm erst die Hunde weg!«

Er zog scharf den Atem ein. »Du wärst nicht der Erste, den sie zerrissen hätten.«

»Gehen sie auch an Werwölfe heran?«

Jean kümmerte sich nicht um meine Frage, sondern gab wieder einen zischenden Befehl.

Die Bluthunde, schon regelrechte Kälber, gehorchten aufs Wort.

Geschickt drehten sie ab, blieben aber in angespannter Haltung hinter mir und ließen mich nicht aus den Augen.

Ich stand auf, um mich anschließend wieder zu bücken. Zum Glück war Gress kein Schwergewicht. Ich wuchtete ihn über die Schulter.

Jean starrte mich an. »Du bist hergekommen, um dir das Schloss anzusehen. Das kannst du jetzt haben. Geh vor!«

Ich blieb noch stehen. »Wohin denn?«

»Wie es sich für Besucher gehört. Wir werden durch den Vordereingang das Schloss betreten.«

Vordereingang war leicht untertrieben. Das war schon alles verdammt prunkvoll. Der Eingang passte zu diesem großen Palast. Als ich ihn fast erreicht hatte, spürte ich das Gewicht des bewusstlosen Reporters. Meine linke Schulter wurde allmählich taub. Die Freitreppe hatte ich bei unserer Ankunft nur vage wahrgenommen. Jetzt musste ich sie hochsteigen.

Es waren sehr breite, geschwungene Stufen. Bestimmt waren berühmtere Menschen als ich über die Stufen gegangen, aber wohl kaum jemand, der einen Bewusstlosen über seiner Schulter liegen hatte.

Die Bluthunde begleiteten mich. Sie kontrollierten jeden Schritt.

Ich konnte keine Bewegung machen, ohne dass sie nicht registriert worden wäre.

Da die Tür erst noch geöffnet werden musste, glitt Jean an mir vorbei. Ich sah zwei eiserne Klopfer, aber auch eine große Klinke, die mein Bewacher nach unten drückte.

Er musste Kraft aufwenden, um die Tür aufzuziehen. Siebestand aus massivem Holz. Kunstschreiner hatten sie mit zahlreichen Motiven, Bildern und Intarsien versehen.

In der Halle blieb ich staunend stehen.

Ich habe in meinem Leben schon oft Schlosshallen betreten, aber nie eine von diesen Ausmaßen. Das war schon gewaltig und phänomenal. Allein der Fußboden war es wert, länger betrachtet zu werden, denn er bestand aus bestem Parkett und wurde angestrahlt von einem überdimensionalen Leuchter, der sicherlich ein Vermögen gekostet hatte.

Die Renaissance hatte hier prächtige Urständ gefeiert. Das erkannte ich auch an den wertvollen Teppichen, die wie Seide glänzten und

sicherlich aus China stammten.
Mein Blick war in die Halle gefallen. Im Gegensatz zu dem des Leibwächters Jean, der hinter mir stand und nur meinen Rücken sah.
Ein wenig deplaziert wirkten in all dieser Pracht die beiden kälbergroßen Bluthunde, deren Augen jetzt rot gerändert waren.
»Du kannst ihn ablegen!«
Damit war Gress gemeint. Ich ließ ihn von meiner Schulter gleiten und bugsierte ihn vorsichtig auf einen der wertvollen Seidenteppiche. Dann richtete ich mich auf. Es tat gut, das Gewicht nicht mehr zu spüren. Die linke Armseite war schon fast taub geworden.
Wie ging es weiter? Dass man mich nicht stundenlang hier stehen lassen würde, war mir klar. Jean gehörte nicht zu den Typen, die Befehle gaben, höchstens an die Hunde. Ansonsten nahm er sie selbst entgegen.
So wartete ich.
Und ich hörte Schritte.
Zuerst rechnete ich mit der Ankunft von Madame. Das war nicht der Fall. Mit Gress hatte ich darüber gesprochen, dass ein Schloss wie dieses nur mit einem großen Personalaufwand unterhalten werden konnte. Den gab es tatsächlich hier.
Die Halle hatte verschiedene Türen. Sie führten zu anderen Räumen, Hallen oder Trakten des Prachtbaus. Diese Türen standen halb offen. Diener traten heraus.
Zwölf Personen zählte ich insgesamt. In ihrer Kleidung passten sie irgendwie nicht zur Pracht des Schlosses. Wie Jean, so waren auch sie dunkel angezogen. Die Gesichter der Dienerschaft blieben ausdruckslos. Mir erschienen diese Männer wie Marionetten in der Hand eines anderen, und sie warteten nur darauf, Befehle entgegenzunehmen.
Mir gefiel das Schweigen nicht, deshalb unterbrach ich es mit einer Frage. »Bleiben wir hier?«
»Warte es ab!«
Ich hob die Schultern. Diese Bewegung gefiel den Bluthunden nicht. Sie fingen an zu knurren. Ich verstand und rührte mich zunächst nicht. Mein Hals war mir wichtiger.
Natürlich führte von der Halle aus eine gewaltige, freischwebende, geschwungene Treppe in die Höhe. Und genau dort erschien sie.
Madame Medoque, die Königin!
Anders konnte ich sie nicht beschreiben. Würdevoll schritt sie die Stufen hinab. Sie schwebte beinahe. Auf dem Gesicht lag ein königliches Lächeln, das ihrem Gesicht dennoch die Strenge nicht nahm, die mir schon bei der ersten Begegnung aufgefallen war. Merkwürdigerweise war Madame Medoque nicht standesgemäß angezogen. Ihr fehlte die prächtige Kleidung der vergangenen

Jahrhunderte. Dafür trug sie wieder das dunkelgraue Kostüm, in dem ich sie schon auf dem Markt gesehen hatte.

Niemand sprach. Die Diener standen stocksteif, aber sie verfolgten das Auftreten ihrer Herrin genau. Und sie genoss es. Sie war sich ihrer Wirkung bewusst. Die Blutohrringe schwangen bei jedem Schritt mit. Jetzt trat sie auf mich zu.

Einen verächtlichen Blick warf sie auf Gerald Gress, der sich nicht rührte.

Drei Schritte von mir entfernt blieb sie stehen. Kalt sah sie mich an. Ich wich dem Blick dieser dunklen Augen nicht aus. Je länger ich hineinschaute, umso mehr hatte ich das Gefühl, als würde sich ihr Ausdruck verändern und immer raubtierhafter werden.

So betrachtete eine Schlange das vor Angst starre Kaninchen.

»Sie sind also doch gekommen!« stellte sie fest und nickte, als wollte sie sich selbst bestätigt sehen.

»Ja, das musste ich.«

»Wieso?«

»Weil ich gern diejenige Person kennen lernen wollte, die mich in der Nacht attackierte.«

»Das musste sein. Sie besaßen schließlich die Frechheit, zwei meiner besten Tiere zu töten.«

»Sie griffen mich an.«

»So sehe ich das nicht. Nachts haben die Bewohner von Medoque nichts auf den Straßen zu suchen. Das ist ein ehernes Gesetz, denn in der Nacht wird die Vergangenheit zur Gegenwart. Jeder, den meine Freunde und ich erwischen, muss daran glauben.«

»Die Zeiten der Despoten sind aber vorbei!« widersprach ich.

»Wir leben in einer Demokratie. Jeder kann sein Haus verlassen, wann immer er will.«

»Aber nicht bei mir. Außerdem sind die Leute nicht lebensmüde. Sie wissen genau, was passiert.«

»Wenn der Herold kommt.«

»Auch das.«

»Und was hat es mit ihm auf sich?«

Sie schüttelte den Kopf. »Zu viele Fragen, Monsieur. Ich mag darauf keine Antworten geben.«

»Wie Sie wollen.«

»Aber ich will Ihren Namen erfahren.«

»Bitte, Sinclair, John Sinclair. Ich komme aus London und bin dort bei einer…«

»Es reicht, Geisterjäger!«

Jetzt war ich überrascht, und ich hörte ihr Lachen. »Ja, ich weiß, wer Sie sind. Ihr Ruf eilt Ihnen voraus. Man kennt Sie unter den Werwölfen, und es gibt jemanden, der Sie ungemein hasst.«

»Da kommen viele in Frage.«
»Aber nur eine Lupina!«
Jetzt war ich überrascht. »Sie kennen Lupina?«
»Wer sich mit den Werwölfen beschäftigt und deren Geheimnis erforscht, kommt an ihr nicht vorbei.«
»Da stimme ich mit Ihnen überein.«
»Und ich sage Ihnen, dass es die letzten Fragen waren, die ich beantwortet habe. Wir werden zur Sache kommen!« erklärte sie kalt. »Ihnen ist ja klar, dass Sie und Ihr Begleiter das Schloss nicht lebend verlassen…«
»Das habe ich mir gedacht.«
»Aber zuvor muss ich meinem treuen Diener Jean einen Gefallen erweisen, um den er mich gebeten hat.« Sie lächelte kalt, bevor sie weitersprach. »Erinnern Sie sich noch an die Szene auf dem Markt?«
»Wie könnte ich sie vergessen?«
»Wir auch nicht!« Madame Medoque hatte eine solche Betonung in die Antwort gelegt, dass ich bereits ahnte, was auf mich zukam.
Der Versuch, sich zu wehren, wäre zwecklos gewesen, weil die beiden Bluthunde schneller waren als ich.
Nicht sie bewegten sich, sondern Jean. Er trat seitlich an mich heran. Zum ersten Mal entdeckte ich in seinen Augen ein gewisses Gefühl, das mir jedoch Angst machte.
Es war die Vorfreude auf die Rache.
Er senkte seinen Blick und starrte auf meine Füße. Ich wusste, was er vorhatte. Wenn dieser kräftige, gewalttätige Mann zutrat, blieb von meinem Fuß kaum etwas übrig. Wenigstens konnte ich die Zehen vergessen.
Mir brach der Schweiß aus, was mir überhaupt nicht gefiel, dann nämlich sahen die anderen meine Furcht und würden sich daran weiden.
Er kam von der Seite. Schlich heran, gierig darauf, sich an mir zu rächen.
»Es wird erst fürchterlich schmerzen!« versprach er mir. »Dann aber wirst du die Engel singen hören.«
»Sie wollen treten?«
»Und wie!«
Seine Augen glänzten noch stärker. Er hob bereits den rechten Fuß, nahe genug bei mir stand er ja.
Dann rammte er ihn nach unten.
Ich spürte keinen Schmerz, ich hörte auch nicht die Engel singen.
Es war ein Reflex, der mich hatte so handeln lassen. Beinahe unbewusst hatte ich den Fuß im letzten Augenblick weggezogen, sodass die Hacke des Franzosen auf den Boden hämmerte und ich gleichzeitig die Linke vordrosch, die sich in seinem Leib versenkte.

Er bückte sich, hob aber den rechten Arm, und ich beging den Fehler, mich zur Seite zu bewegen.

Der Hieb traf mich voll.

Es war ein so genannter Hammerschlag, ein klassischer Knockout.

Jean hatte mir das Singen der Engel versprochen. Das hörte ich zwar nicht, dafür sah ich die Sterne des Alls in rasender Geschwindigkeit um meinen Kopf sausen, bis auch diese explodierten und ich von nichts mehr wusste…

***

Es ist immer das gleiche Gefühl, das einen Menschen überfällt, wenn er aus der Bewusstlosigkeit erwacht. Ich habe oft genug darüber geschrieben, auch in diesem Fall erging es mir so, wenn auch mit einer gewissen Variante.

Da war jemand, der ständig gegen mein Gesicht schlug, sodass im Kopf die Schmerzen ihre langen Bahnen zogen.

Nicht nur das fühlte ich, gleichzeitig vernahm ich eine raue Stimme.

»John, komm zu dir. Wach endlich auf, verdammt! Alles ist beschissen. Los!«

Ich reagierte nicht. Der verdammte Kerl sollte mich doch in Ruhe lassen, vielleicht konnte ich noch schlafen, aber er ließ einfach nicht locker und schlug weiter.

Irgendwann wurde es mir zu viel. Ich öffnete die Augen, schloss sie sofort wieder und gab ein leises Stöhnen von mir.

»Endlich«, sagte der andere.

»Was ist denn?« fragte ich.

»Du sollst aufwachen, verdammt!«

»Lass mich!«

»John, komm zu dir. Sonst sargen sie uns hier ein! Warte…«

Es blieb mir nichts anderes übrig. Um irgendetwas zu unternehmen, war ich viel zu schwach. Die Kopfschmerzen, ein pausenloses Donnern, peinigten mich sehr.

Dabei war es nur der Strahl meiner kleinen Bleistiftleuchte, mit dem mich Gerald Gress anleuchtete.

»Merkst du das?«

»Hör auf damit!«

»Okay, aber nur, wenn du nicht einschläfst.«

»Ich versuche es.«

Gress nahm die Lampe tatsächlich zur Seite. Es wurde wieder dunkler, und mir ging es besser. Ich lag auf dem Boden, hatte aber keine Lust mehr, aufzustehen, außerdem würde ich mich kaum auf den Beinen halten können.

Vorsichtig öffnete ich zum zweiten Mal die Augen. Diesmal ging es besser.

Es war also nicht völlig dunkel, und ich sah den rechts neben mir hockenden Gress als kompakten Schatten.
»Habe ich noch einen Kopf?« fragte ich ihn.
»Ja, wieso fragst du?«
»Weil ich das Gefühl habe, hier ohne Schädel zu liegen.«
»Der ist aber noch dran.«
»Wie gut.«
»Dich hat es hart erwischt.«
»Kann man wohl sagen.«
Gress bewegte sich neben mir. Er warf einen Blick auf die Uhr.
Um die Zeiger erkennen zu können, musste er das Ziffernblatt dicht vor seine Augen halten. »Draußen ist es schon dunkel«, erklärte er.
»Wir haben bereits Abend.«
Ich erschrak. »Das kann doch nicht sein!« flüsterte ich. »Jetzt schon Abend?«
»Ich täusche mich nicht. Da kannst du mal sehen, wie hartman dich getroffen hat.« Er ließ den Arm wieder sinken. »War es dieser verdammte Leibwächter?«
»Leider.« Mein Nacken schmerzte, obwohl ich ihn kaum spürte.
Als ich unter den Kopfschmerzen zu stöhnen anfing, bekam Gress Mitleid. »Bleib mal erst ruhig liegen, John.«
»Wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben.«
»Wie kam das eigentlich?« wollte Gress wissen.
»Ich sah einen Schatten, und dann ging das Licht aus. Einfach so.«
»Und ich hörte dich fallen, als ich den Werwolf entdeckte, der sich hier im Keller oder Verlies verborgen hielt.«
»Sag bloß.«
Ich ließ Gress nicht länger im Ungewissen und berichtete davon, wie es mir ergangen war und wie ich ihn ins Schloss hatte schleppen müssen.
»Du bist nicht zusammengebrochen?«
»Fast.«
Er nickte und entschuldigte sich dafür, dass er unbedingt eine Schwarze haben musste.
»Lass es sein. Dann wird die Luft noch mieser.«
»Du hast Recht.«
Und mies war die Luft tatsächlich. Stickig und gleichzeitig feucht.
Für mich nichts Neues, denn man hatte mich schon des öfteren in Verliesen ähnlicher Art festgehalten.
Gress senkte seine Stimme. »Wenn die wollen, können die uns hier vermodern lassen. Nicht mal ein Fenster gibt es.«
Das stimmte. Ich kam zu der Überzeugung, dass unser Gefängnis unter dem Werwolfkeller lag.
Dass es mir gut ging, wäre übertrieben gewesen. Doch ich konnte

nicht ewig auf dem kalten Boden liegen bleiben. Irgendwann musste ich mal aufstehen und das Gefängnis untersuchen, das sagte ich auch meinem Begleiter.

»Schaffst du das denn?«

»Ich muss es versuchen.«

Behutsam richtete ich mich auf, um in eine sitzende Stellung zu gelangen. Das nahm mir mein Kopf übel. Ich hatte das Gefühl, in einem Kreisel zu sitzen, so plötzlich kam der Schwindel.

»Verdammt, es geht noch nicht«, flüsterte ich, wobei mir kalter Schweiß auf die Stirn trat.

»Was hattest du denn vor, John?«

»Zumindest das Verlies durchsuchen.«

»Dann löse ich dich ab.«

»Gut.«

Er stand auf, langsamer als sonst, um nur keine falsche Bewegung zu machen. Während er sich aufrappelte, hob er die kleine Lampe vom Boden auf und ließ den fingerdicken Strahl kreisen.

Er tastete sich über die feuchten, dicken, ausbruchsicheren Innenwände des Gefängnisses, als wollte er in die Ritzen und Spalten der dicken Quader eindringen, um diese näher zu untersuchen. Spinnweben und Staub hatten sich zu einer feuchten Schicht vermengt, die grau auf dem Gestein klebte. Der Lehmboden war uneben, aber fest. Die Kälte war unangenehm.

Gerald Gress hatte mit der Lampe einen Kreis geschlagen. Als wir die Tür sahen, schwanden unsere letzten Hoffnungen.

»Merde!« kommentierte Gress.

Ich brauchte diesem Urteil nichts mehr hinzuzufügen. Der Lampenstrahl wanderte über feuchtes und verschimmeltes Holz.

Ein Ausbruch war ohne Werkzeug nicht drin.

Ich konnte auch das Schloss sehen. Eine viereckige Eisenplatte aus Metall, völlig verrostet. Da drehte sich kein Schlüssel mehr. Wahrscheinlich war die Tür an der Außenseite durch Riegel oder Eisenketten gesichert worden.

Gress hob die Schultern. »Hier können wir tatsächlich vergammeln«, sagte er. »Irgendwann in ferner Zukunft wird dann jemand unsere Knochen finden.«

Gress kam wieder zu mir und setzte sich. Zwar grinste er, aber es sah verdammt gequält aus. Ich konnte ihn verstehen, denn uns drückten die gleichen Sorgen.

»Wir können nur warten, bis man uns abholt!« erklärte ich. »In hundert Jahren?«

»So geduldig ist Manon Medoque nicht.«

»Ich frage mich nur, John, weshalb sie uns nicht schon längst getötet hat.«

»Sie selbst? Das glaubt mal nicht. Die hat noch etwas vor. Außerdem kennt sie mich.«

»Woher?«

»Das hat sie leider nicht gesagt. Ich werde sie noch einmal fragen.«

»So optimistisch?«

»Immer.«

»Dann versuch es mal wieder.«

Er hatte Recht, ich musste mich einfach auf die Beine quälen. So war ich wehrlos. Zunächst aber tastete ich nach meinen Waffen. Die Beretta hatte ich abgeben müssen, doch die anderen beiden waren noch vorhanden, und das gab mir Mut.

Kreuz und Dolch. Es war wie früher. Damit ließ sich schon einiges anfangen.

Gress hatte meine Suche bemerkt. »Dir hat man noch einiges gelassen?«

»Ja, das Kreuz und den Dolch.«

Der Reporter winkte ab. »Eine Kanone wäre mir persönlich lieber gewesen.«

»Das kannst du nicht so sagen. Man soll sich manchmal auf andere Dinge verlassen.«

»Na ja, du bist der Chef.«

»Der seinen Diener mal um Unterstützung bittet.« Ich startete einen zweiten Versuch, richtete mich auf und fühlte die flache Hand des Franzosen in meinem Rücken.

Es klappte leidlich. Als ich saß, wurde ich sogar übermütig und wollte aufstehen.

Das ging schlecht. Wie ein Mensch, der tagelang im Bett gelegen hatte, fühlte ich mich. Ich musste mich breitbeinig aufbauen, und Gress hielt meinen rechten Arm umfasst.

»Geht es?«

»Noch.« Wieder trat mir der Schweiß aus zahlreichen Poren. Die Kleidung klebte nass am Körper. Ich holte tief Luft, die hier unten mehr als schlecht war.

Doch ich hielt mich aufrecht.

Das wiederum gab mir Hoffnung. Auch Gress schaute nicht mehr so düster in die Zukunft.

»Scheint ja doch einigermaßen zu laufen«, sagte er. »Aber wirst du auch kämpfen können?«

»Wenn ich muss, ja.«

»Wir könnten einen Trick versuchen und schreien. Ich hämmere gegen die Tür. Vielleicht kommen sie dann?«

Der Vorschlag gefiel mir nicht. »Die werden schon früh genug hier erscheinen, glaub mir.«

»Mal sehen.«

Dann hörten wir es. Und wir zuckten gleichzeitig zusammen, denn dieses unheimliche Geräusch jagte uns beiden die kalten Schauer der Angst über die Rücken.

Es war das Jaulen der Wölfe.

Aus meiner Erfahrung kannte ich es sehr gut, denn so heulten Werwölfe, wenn sie sich verwandelt hatten und den Vollmond anstarrten.

Klagend, triumphierend, hungrig – eine Palette von Gefühlen enthielt dieser schaurig durch den Keller geisternde Laut.

Gress hörte ihn in dieser Lautstärke zum ersten Mal. »Ich habe das Gefühl, als würde die Bestie direkt neben mir stehen.«

»Daran gewöhnst du dich.«

»Sind es mehrere?«

»Kann sein.«

Der Laut verklang, um einen Augenblick später von neuem zu beginnen. Und das war schlimm, denn jetzt heulten mehrere Bestien miteinander um die Wette.

Gress hielt es neben mir nicht mehr aus. Er wollte genauere Informationen. Geduckt und wie von unsichtbaren Peitschenschlägen begleitet, näherte er sich der Tür, erreichte sie undpresste sein Ohr gegen das Holz. Dabei schielte er in meine Richtung. Ich hielt die Lampe und strahlte sein Gesicht an. Im kalten Licht der Leuchte wirkten die Schweißtropfen auf seiner Stirn und den Wangen wie kleine Perlen.

Er wartete, atmete tief ein – und zuckte zurück. Scharf schaute er mir entgegen. »Da ist noch mehr«, flüsterte er.

»Wieso?«

»Ich habe Schritte gehört. Nur sehr undeutlich, aber doch wahr. Die holen uns, John.« Er ging wieder auf mich zu. Seine Augen waren weit geöffnet. »Ehrlich, die kommen.«

»Mensch, reiß dich zusammen.«

Er blieb stehen und wischte sich über das Gesicht. »Du, ich habe noch nie so einen Schiss gehabt.«

»Kann ich sogar verstehen.«

»Und dir geht es mies.«

»Ach, es ging mir schon schlechter.« Ich wollte ihm nicht den Mut nehmen, obwohl es mir nicht gut ging. Der Schwindel packte mich in gewissen Wellen, und wer da über den Gang schlich, wusste ich auch nicht.

Wenig später offenbarte sich uns der andere.

Da hörten wir plötzlich das Geräusch, das wir schon in der Nacht vernommen hatten.

Es war der Fanfarenstoß!

Er hallte durch die alten Gewölbe des Schlosses. Ein schriller,

trompetenhafter Stoß, ein Gruß aus der Hölle. Selbst durch diese dicken Mauern war er zu vernehmen, und es dauerte seine Zeit, bis er wieder verklang.

Gress nickte mir zu. »Das war er, John. Der komische Herold ist da.«

»Na und?«

»Du bist gut.«

»Er ist unsichtbar, die anderen sind sichtbar, meine ich.«

»Ich bin mir da nicht sicher. Außerdem weiß ich nicht, was er mit der Madame hier zu tun hat.«

»Wenn wir noch länger am Leben bleiben, werden wir es sicherlich erfahren.«

Nach dem verhallenden Klang des Fanfarenstoßes kam uns die Stille doppelt so schwer vor. Nur unser Atem war zu hören, und wir sahen uns starr an.

»Das ist der Anfang vom Ende«, flüsterte Gress.

Ich legte einen Finger auf meine Lippen, weil ich etwas gehört hatte und mich darauf konzentrieren wollte. Diesmal ging ich zur Tür. Als ich sie erreichte und daran lauschte, löschte ich meine kleine Lampe.

Es waren tatsächlich Schritte, die jenseits der Tür aufklangen.

Nicht nur ein Mensch ging dort, auch andere Wesen. Das Trippeln konnte von Wölfen oder Hunden stammen.

Beide waren gleich gefährlich, und mir wurde in den folgenden Sekunden nicht wohler.

Die Schritte entfernten sich nicht, sondern näherten sich der Tür unseres Gefängnisses.

Mein Blick war zu Boden gerichtet. Ich erkannte, dass die Tür mit der Unterseite nicht fugendicht schloss und deshalb ein zuckender, gelbroter Schein durch den Spalt fiel und sich dicht vor meinen Fußspitzen bewegte.

Die Person, die hinter der Tür stand, musste entweder eine Fackel oder eine Kerze halten.

Das war auch Gress aufgefallen.

Ich verließ den unmittelbaren Bereich der Tür, aber nicht, ohne das wahrzunehmen, was auch mir einen weiteren Schauer über den Rücken trieb. Es war das Kratzen und Schaben am Holz.

Verursacht von Pfoten, Krallen oder Fingern. Das konnte ich mir aussuchen. Wie dem auch war. Der oder die Besucher waren nicht allein gekommen, sondern hatten jemanden mitgebracht.

»Wenn das Jean sein sollte, trittst du ihm noch mal auf seine dreckigen Zehen!« knirschte mein Partner voller Galgenhumor. »Und den Kötern gleich mit.«

Danach schwiegen wir beide, denn typische Schabgeräusche, die beim Zurückziehen eines Riegels entstehen, drangen an unsere Ohren. Jemand öffnete.

»Hätte ich jetzt nur eine Kanone!« ächzte Gress.

Er hatte keine, und auch ich ließ meine Waffen vorerst stecken. Sie wollte ich als letzten Trumpf einsetzen.

Die Tür schwang nach innen.

Und diese Szene hätte tatsächlich in einen Film gepasst. Denn das Knarren der Scharniere konnte man so gut gar nicht imitieren, da musste eine Tür verdammt alt sein.

Je weiter sie nach innen schwang, umso heller wurde es, denn auf der Schwelle stand eine Person, die in der linken Hand eine brennende Fackel hielt, in der rechten aber eine starke Leine aus Leder, die sich in der unteren Hälfte gabelte und zu zwei Halsbändern führte, die die Kehlen der Bluthunde umschlossen.

Es waren besonders breite Bänder. Ebenfalls aus reißfestem Leder gefertigt, aber mit Verzierungen versehen, auf die sie hätten verzichten können.

Fingernagelgroße, silberne Stifte stachen in die Höhe. Wer die Köter anfassen wollte, würde es auf schreckliche Art und Weise bereuen.

Madame Medoque persönlich hatte sich dazu herabgelassen, uns einen Besuch abzustatten.

Sie blieb auf der Schwelle stehen, sah uns an und lachte.

Es war kein fröhliches Gelächter, sondern ein hässliches und triumphierendes. Dann verhöhnte sie uns. »Na, habt ihr gut geschlafen, Freunde?«

»Zwangsläufig«, erwiderte Gress und wollte einen Schritt nach vorn gehen. Augenblicklich reagierten die Bluthunde. Sie richteten sich trotz der straff gespannten Leinen auf den Hinterläufen auf und bellten scharf. Der Reporter blieb regungslos stehen.

Madame gab ihren Kommentar. »Hier gilt nur das, was ich sage«, erklärte sie.

»Das habe ich bemerkt.«

»Und wie sehen Ihre weiteren Pläne aus?« fragte ich.

Sie erlaubte sich zunächst ein mokantes Lächeln. So wie sie dastand, die beiden Hunde an der Leine, die Fackel in deranderen Hand, wirkte sie wie eine Märchenfigur. Das tanzende Licht erreichte nicht nur sie und schuf ein unruhiges Muster auf ihrer Gesichtshaut, sondern bedeckte auch die Körper der beiden Bluthunde, sodass sie noch gefährlicher wirkten. Die Schnauzen wurden vom Schein nicht berührt. Als zwei gierige Mäuler schauten sie uns entgegen. Die Zungen schlugen hervor, bewegten sich zuckend und im Rhythmus des Hechelns.

»Meine Pläne stehen fest, Sinclair. Ich hatte Zeit genug, um darüber nachzudenken, und ich habe mir auch vorgenommen, euch beide in sie einzuspannen.«

»Hier im Verlies?«

»Nein, das war nur zu meiner Sicherheit. Ihr werdet den Thronsaal betreten, denn dort werdet ihr erwartet.«

»Von wem?«

»Geduld! Deine Neugierde wird früh genug befriedigt werden, das verspreche ich dir.«

Gress hatte sich bisher nicht eingemischt. Schon in den letzten Minuten hatte ich das Gefühl gehabt, als wäre alles ein wenig zu plötzlich für ihn gekommen. Lange würde er die Nerven nicht mehr behalten, das sah ich ihm an. Er zitterte, bewegte seine Hände, schloss sie zu Fäusten und öffnete sie wieder.

»Bleib cool«, bat ich ihn.

»Verdammt, John.« Er meinte mich und sah dabei die Frau an.

»Wir können uns doch hier nicht so einfach abservieren lassen. Schöne Scheiße. Wir müssen etwas tun.«

»Gegen meine Hunde?« fragte die Medoque spöttisch.

Gress stieß eine Faust vor, was die Tiere mit einem drohenden Knurren quittierten. »Ja, verdammt, auch gegen deine Köter. Wir sind nicht so wehrlos, wir werden…«

»Nicht wehrlos?« fragte die Frau.

»Nein!«

»Dann los!«

Sie war eine Sadistin, und sie zeigte es uns, denn sie ging plötzlich vor, und die Hunde wussten genau, was sie zu tunhatten. Obwohl sie noch an der Leine festhingen, sprangen sie uns an!

***

Ich kam rechtzeitig genug weg, auch wenn ich mit dem Rücken gegen die Wand krachte und mich durch diese Aktion ein wilder Schwindel packte. Gress hatte nicht so viel Glück, er wurde angesprungen. Ich hörte seinen Schrei, sah das Zucken der Flammen, das Spiel aus Licht und Schatten, die aufgerissenen Mäuler, hörte das Knurren und auch die Schreie meines Partners, der mit beiden Armen um sich schlug, damit er sich des Killerhundes erwehren konnte.

Es war ein wilder Kampf.

Der Bluthund hatte sich in Gress' Kleidung verbissen, zerrte daran und brachte es fertig, den nicht sehr sicher auf den Beinen stehenden Reporter umzustoßen.

Gress lag auf dem Boden, und das konnte tödlich für ihn enden.

Deshalb musste ich etwas tun.

Ich warf mich auf den Hund und riss meinen Dolch hervor.

Manon Medoque sah das Blitzen der Klinge. Sie brüllte plötzlich auf, aber sie konnte nicht verhindern, dass ich den Dolch tief in das Muskelfleisch an der Flanke des Hundes versenkte.

Er hatte noch nicht zugebissen, weil es Gress gelungen war, den Hals

der Bestie zu umklammern. Nur hatte er nicht mehr an das verteufelte Halsband gedacht. Einige der spitzen Gegenstände hatten das Fleisch an seiner Hand aufgerissen.

Ich sah das Blut zwischen seinen Fingern hervorquellen. Es vermischte sich mit dem roten Lebenssaft, der aus der Messerwunde pulste.

Konnte der Hund überleben?

Ich wollte nicht daran glauben, riss das Messer zurück und kassierte einen Schlag in den Rücken. Es war ein kräftiger Hieb, geführt von zwei Pfoten.

Ich wurde nach vorn gestoßen und fiel über den Kadaver des ersten Bluthunds.

Als der heiße Raubtieratem über meinen Nacken strich, wusste ich Bescheid und rührte mich um keinen Millimeter. Wieder hatten die Zähne schon zugepackt. Sie lagen wie eine Klammer um die hintere Hälfte meines Halses.

»Bewegen Sie sich nur nicht, Sinclair. Bleiben Sie ruhig liegen, sonst beißt er Ihnen das Genick durch!«

Ich stand dicht vor der Aufgabe. In meinem Innern spürte ich die Erschöpfung, gleichzeitig war ich stressartig aufgeputscht, und ich hörte noch das Jammern meines Partners.

Manchmal verschwamm der tote Hundekörper vor meinen Augen, und ich dachte daran, dass Manon gewonnen hatte.

Aber das sollte sie nicht. Solange ich noch die Spur einer Chance sah, wollte ich kämpfen.

»Wenn ich dir jetzt befehle, hochzukommen, wirst du sehr langsam aufstehen und nichts mehr versuchen, klar?«

»Ich habe begriffen.«

Der Bluthund hinter mir zog sich zurück, als er den leisen Pfiff seiner Herrin vernahm.

Ich kam hoch.

Auch Gress bemerkte, was los war. Er hatte seine verletzte Hand zurückgezogen und den Arm flach auf den harten Lehmboden gelegt. Auf seiner Handfläche sah ich das Blut.

»Verdammt, John, das stehen wir nicht durch!«

»Wie Recht er doch hat«, höhnte Manon Medoque.

Ich sah die Sache anders, hütete mich aber, ein Wort darüber verlauten zu lassen.

Natürlich war ich schwach. Der Stich mit dem Dolch war eigentlich ein Akt der Verzweiflung gewesen. Wenn ich gegen die viel gefährlichere Manon angehen wollte, musste ich nicht nur schnell sein, sondern auch bluffen können.

Deshalb gab ich mich schwächer, als ich tatsächlich war. Ich taumelte nach zwei entgegengesetzten Seiten. Dabei blieb mir das

spöttische Lächeln der Frau nicht verborgen. Sie freute sich über meine Schwäche, dann würde sie es leichter haben.

Der zweite Hund beobachtete mich aus seinen kalten Augen. Wie gern hätte er mich angesprungen und zerrissen, aber seine Herrin hielt ihn an der straffen Leine zurück.

Der zweite Bluthund lebte nicht mehr. Sein Kadaver lag auf Gerald Gress, der sich bemühte, den schweren Körper zur Seite zu stemmen. Er setzte dabei seine Hände und die Beine ein, trotzdem gelang es ihm nur mühsam, sich Platz zu schaffen.

Als er aufstand, zitterte er, als hätte er stundenlang Schwerstarbeit verrichten müssen.

Ich wusste nicht, ob Manon Medoque das alles so gewollt hatte, wie es gekommen war, und ich fragte mich, ob sie auch weiterhin an ihren Plänen festhalten würde.

Ich jedenfalls hielt meinen Silberdolch auch weiterhin in der rechten Hand. Es musste eine Entscheidung fallen. Ich wollte etwas unternehmen, durfte jedoch nicht überstürzt handeln.

Bisher hatte niemand mehr das Verlies betreten. Manon war nur mit den Bluthunden gekommen, unter dessen Schutz sie sich sicher gefühlt hatte. Jean war zurückgeblieben. Ihn durfte ich auf keinen Fall als Gegner unterschätzen, aber er war nicht der einzige. Auch andere lauerten noch auf mich. Da rechnete ich mit den Werwölfen.

Ich hatte einen von ihnen gesehen, fragte mich aber, ob und wie viele Brüder er wohl noch hatte und wo sie sich aufhielten.

Manon hatte von einem Thronsaal gesprochen.

Was konnte das bedeuten? War er der große, geheimnisvolle Opferraum des Prachtschlosses? Und sollte vielleicht jemand inthronisiert werden?

»Du denkst an deine nahe Zukunft, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Sie sieht schlecht aus.«

Neben mir atmete Gress heftig. »John, da gebe ich ihr Recht. Unsere Chancen stehen wirklich nicht gut. Wir sollten verschwinden. Noch können wir.«

»Könnt ihr das tatsächlich?« Ihre Frage hatte locker geklungen.

Sie schien sicher zu sein, dass wir es nicht schaffen würden.

»Davon gehe ich aus, Madame«, erwiderte ich ebenso locker.

»Haben wir eine bessere Geisel als Sie?«

»Ich bin keine Geisel.« Sie bewegte die Hand mit der Fackel in meine Richtung. »Außerdem können Sie mir mit dem Dolch keine Furcht einjagen. Über so etwas lache ich.«

»Er hat schon andere erledigt als…«

»Fehlt dort nicht etwas?«

Diese Frage alarmierte mich. Woher wusste sie, dass Lilith, eine

Verbündete des obersten Höllenherrschers Luzifer, den Dolch manipuliert hatte?

Sie hatte mein Erstaunen gesehen und lachte leise, aber auch wissend. »Ja, manchmal geht das Schicksal eben sehr ungewöhnliche Wege. Irgendwo trifft sich alles. Dein Dolch ist gegen mich wertlos. Ich bestimme in diesem Schloss. Hier regiert meine Magie, und es wird getan, was ich will. Verstanden, Sinclair?«

»Schon, aber nicht einverstanden.«

»Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig.« Als wären Gress und ich überhaupt nicht vorhanden, drehte sie sich um und schritt auf die Tür zu. Die Bestie wollte noch bleiben. Manon Medoque musste sie mit Gewalt hinter sich herschleifen.

Ich hörte Gress lachen und sagen: »Verdammt, John, die nimmt uns nicht ernst.«

»Der Meinung bin ich nicht.«

»Will sie mit uns spielen? Will sie uns an der Nase herumführen? Oder vielleicht umbringen?«

»Das finden wir heraus«, gab ich flüsternd zurück.

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid, aber ich kann deinen Optimismus nicht teilen, wir haben uns einen Schritt zu weit vorgewagt. Ich habe das Gefühl, an einem Abgrund zu stehen.«

»Und heute Abend sind wir einen Schritt weiter«, bemerkte ich und sah Geralds Grinsen.

Ein feuchter und düsterer Gang nahm uns auf. Die stickige Luft war kaum zu atmen, und ich spürte im Magen den Druck der inneren Spannung.

Und noch etwas fiel uns auf. Auch Gress bemerkte es und sprach mich darauf an. »Merkst du es auch, John?«

Ich hatte mich schon gewundert. Den Geruch kannte ich zwar, überlegte aber noch, wo ich ihn wahrgenommen hatte.

»Das riecht so scharf, ätzend!«

Ich nickte. »Werwolfgestank.«

Gress blieb stehen. »Du meinst, dass die Bestien hier auch herumgeistern?« Er war so geschockt, dass er sich an den Hals fasste.

»Es ist dunkel, mein Lieber, da sind sie immer unterwegs. Ich kenne mich aus.«

Während unserer flüsternd geführten Unterhaltung waren wir weitergegangen. Es gab für uns nur ein Ziel. Das war der offene Durchgang, wo Manon Medoque stand.

Sie wartete auf uns. Noch immer hielt sie die Leine straff gespannt. Der Hund war unruhig. Vielleicht roch er das Blut seines getöteten Artgenossen. Jedenfalls zog und zerrte er an der Leine.

»Kommt, die Zeit läuft«, sagte sie und winkte wieder mit der Fackel. Ihr Schein war die einzige Lichtquelle in der näheren Umgebung.

Sie drehte sich um und ging.
Dabei kam sie mir vor wie eine Königin, die alles unter Kontrolle hatte. Wir gerieten in den ältesten Bereich des Schlosses, wo der Moder der Jahrhunderte hing und von schlimmen Taten zu erzählen schien, die an diesen Orten begangen worden waren.
Eine dumpfe Angst hatte hier ihre Heimat gefunden. Sie erschwerte das Atmen, und das schwankende Fackellicht konnte ich auch nicht als Hoffnung bezeichnen.
Möglicherweise hing es mit dem scharfen Geruch der Werwölfe zusammen, der in jeder Wandspalte nistete. Auf den Steinen hatte sich das dicke Moos festgesetzt. Es war eine Heimat für Käfer und Kriechtiere geworden. Irgendwo floss oder rann Wasser. Wassertropfen klatschten zu Boden.
Gress hatte sich wieder einigermaßen gefangen, ohneallerdings seinen Optimismus wieder gefunden zu haben. »Die führt uns doch ins Grab«, wisperte er.
»Lass sie.«
»Und der Köter? Oder die Wölfe? Ich habe das Gefühl, von ihnen belauert zu werden. Die stecken in jeder Ritze, die lauern in fast allen Nischen. So etwas habe ich noch nie erlebt.«
»Wir leben!« flüsterte ich ihm zu. »Das ist wichtig.«
»Fragt sich nur, wie lange noch.« Gress ließ nicht locker. »Weißt du, wohin sie uns schaffen will?«
»In den Thronsaal.«
»Und was ist da?«
»Wir werden es sehen.«
Ich wollte nicht mehr diskutieren, denn Manon Medoque war vor einer sehr langen, in die Höhe führenden Treppe stehen geblieben.
Das Feuer der Fackel tanzte über die ersten Stufen. Sie waren sehr breit, aber alt, ausgetreten, mit Mulden im Gestein, wo sich Kondenswasser gesammelt hatte.
Der Bluthund hechelte. Er wurde nur mühsam von der Frau unter Kontrolle gehalten. Immer wieder riss er sein Maul weit auf, ließ die Zunge hervorschnellen, zeigte seine Reißer und starrte uns böse an.
»Sollen wir hoch?« fragte ich.
»Sicher.«
»Wo endet die Treppe?«
Manon lächelte kalt. »Ich habe euch eine Überraschung versprochen. Und dieses Versprechen halte ich ein.«
»Der Thronsaal wartet also?«
»Auch.«
Ich wollte ihr unsere Position darlegen. »Ist Ihnen eigentlich klar geworden, dass sich unsere Situation gar nicht mal so sehr verschlimmert hat? Wir sind zu zweit, Sie allein. Mit dem Bluthund

werden wir fertig. So sind Sie eine perfekte Geisel.«

Ich weiß nicht, ob ich sie mit meinen Worten getroffen hatte, jedenfalls ging sie einen Schritt zurück, und ihr Gesicht verschwand allmählich aus dem Bereich des Feuers. Vielleicht hatte sie auch antworten wollen, aber jedes Gespräch wurdevon vornherein durch etwas anderes gestört. Ein Geräusch hallte durch die Gänge, das uns einen Schauer über den Rücken trieb. Wir erschraken beide, denn mit diesem plötzlichen Fanfarenstoß hatten wir nicht gerechnet.

Diesen schrillen Klang hatten wir bereits in der Nacht vernommen, als wir den Unbekannten verfolgten.

Diesmal kam er uns noch lauter und aggressiver vor, als wollte der Bläser sein ganzes Können demonstrieren und anzeigen, wer der Herr in diesem Schloss war.

Wir lauschten dem Klang, der zwischen den alten Wänden wetterte und nur allmählich verklang. Als schwaches Echo lag er noch in der Luft und wurde von einem anderen Laut abgelöst.

Dem Heulen eines Wolfs.

Zunächst nur leise, sich dann steigernd, wobei andere Bestien mit einfielen.

Das höllische Konzert trieb selbst mir Schauer über den Rücken.

In meinem Hirn spürte ich das Hämmern des Blutes.

Gress war einen Schritt zurückgegangen. Er flüsterte Worte, die ich nicht hörte. In seinem Gesicht las ich die Angst.

Erst die Fanfare, dann das Heulen!

Zwischen beiden gab es einen Zusammenhang. Wie der genau war, wussten wir nicht, aber wenn wir die Treppe hochgingen, würden wir ihn herausfinden, dessen war ich mir sicher.

Ich nickte Manon Medoque zu. »Wir gehen«, sagte ich.

»Dann los.«

Diesmal hielt sie sich hinter uns. Auch vernahmen wir das scharfe Hecheln des Bluthundes. Es übertönte das Heulen der Bestien, das allmählich leiser geworden war.

Nur noch schwache Töne wurden uns entgegengetragen, sodass wir uns wieder unterhalten konnten.

Gerald Gress zweifelte an sich. »Hätte ich doch nichts gesagt«, beschwerte er sich. »Wärst du doch in London geblieben, verdammt! So hängen wir fest und gehen freiwillig zu unserer eigenen Hinrichtung. Mist auch!«

»Noch lebst du!«

Er strich fahrig durch sein Lockenhaar. »Fragt sich nur, wie lange das noch so weitergeht. Irgendwann kommt der Hammer, das kann ich dir versprechen. Das weiß ich sogar.«

»Man hat uns gerufen. Wir sollten schneller gehen!«

Manon drängte. Sie gab dem Bluthund etwas mehr Leine, der seine

Chance sofort nutzte und in unseren Rücken springen wollte, wie ich mit einem Blick über die Schulter feststellte.

Ich wollte schon zustechen, als die Frau den Köter zurückzog.

»Halten Sie ihn zurück, verdammt!«

»Dann beeilt euch auch.«

»Sicher.«

Die Treppe war lang. Sie kam mir vor, als wollte sie kein Ende mehr nehmen.

Aber ich sah bereits die letzten Stufen. Was danach kam, konnte ich nicht erkennen. Jedenfalls würden wir uns in den normalen Zimmern des Schlosses aufhalten.

Langes Gehen strengt an. Ich war zudem nicht fit. Meine Beine hatten schwer zu arbeiten. Der Kopf schien aus einem Brummkreisel zu bestehen, zudem sah ich kein Geländer, an dem ich mich hätte abstützen können. So kämpften wir uns voran.

Endlich lag die Treppe hinter uns. Eine hohe Tür versperrte den weiteren Weg. Davor befand sich so viel Platz, dass Manon Medoque an uns vorbeigleiten konnte.

Sie steckte die Fackel in eine Halterung aus Gusseisen. Bevor sie die Tür öffnete, sprach sie uns an. »Ich werde euch in den Thronsaal führen. Dort ist alles vorbereitet.«

»Was denn?«

»Du bist neugierig, Geisterjäger, zu neugierig. Aber denk an das Wort. Bevor die Menschen waren, gab es die Wölfe. Das kennst du doch – oder?«

»Ja, sehr gut sogar.«

»Dann ist es ja gut.« Manon würdigte uns mit keinem Blick, als sie auf die zweiflügelige Rundbogentür zuschritt.

Gress stieß mich an. »John, jetzt hätten wir doch eine Chance. Wir könnten auf den Ausgang zulaufen und verschwinden. Ist das nichts?«

»Schon, aber nicht gut.«

»Du willst wohl in diesen Thronsaal, wie?«

»So ist es.«

»Und was hast du vor?«

»Ich möchte ergründen, wie Manon Medoque zu den Wölfen steht und was sie vorhat. Wenn ich jetzt versuchen würde, wegzulaufen, käme ich mir wie ein Feigling vor. Hast du gehört? Wie ein Feigling!«

»Aber ich bin nicht du.«

»Mitgegangen – mitgefangen.«

»Davon habe ich auch…«

Ein quietschendes Geräusch unterbrach ihn, denn die Frau hatte die Tür aufgestoßen, und wir konnten in einen großen Saal schauen.

Er war düster, durch die Fenster drang kaum Licht. Man hatte die schweren Vorhänge zugezogen.

»Geht vor!«
Wir folgten dem Befehl. Gress weniger als ich, denn ich musste ihn praktisch ziehen. »Reiß dich jetzt zusammen!« wisperte ich.
»Das überstehen wir schon.«
»Dein Wort in meinem Gehörgang.«
Unter unseren Sohlen befand sich ein glatter Steinboden. Fast fugenlos schlossen die einzelnen Stücke miteinander ab. Zwar konnten wir nichts sehen, aber ich spürte und wusste auch, dass wir nicht allein waren. Erstens hatte sich mein Kreuz erwärmt. Es merkte genau, dass sich eine fremde Magie konzentriert hatte. Und zweitens nahm ich sehr genau den Geruch wahr, der mir entgegenschwang.
So scharf, anders als der eines Menschen.
Raubtierhaft eben.
Auch mein Begleiter hatte ihn vernommen. »Sie sind in der Nähe!« wisperte er und erschrak über seine eigene Stimme, die in dem Saal so laut klang.
Wie hoch die Decke war, sah ich nicht. Dem Echo der Schritte nach zu urteilen, besaß sie eine gewaltige Höhe, fast zu vergleichen mit einer Kirchendecke.
»Bleibt stehen!« Manons Befehl war hinter uns erklungen. Sie hielt einen sicheren Abstand.
Wir kamen der Aufforderung nach. Noch immer war es einfach zu dunkel. Nur schwach schälten sich gewisse Umrisse hervor, die ich wahrnehmen konnte.
Ich glaubte, vor mir lange Schatten zu sehen, die sich aufteilten, dann wurde ich abgelenkt, weil Manon an uns vorbeiging.
Sie entschwebte uns und mit ihr der Hund, diese hechelnde Bestie, die noch den Kopf drehte und uns aus ihren kalten Augen gierig anstarrte.
»Dem möchte ich den Hals umdrehen!« keuchte mein Nebenmann.
»Ich auch.«
»Warum tun wir es denn nicht?«
»Sei ruhig!«
Er schwieg, denn es war besser so, weil andere die Initiative ergriffen.
Ich spürte die Spannung in meinem Innern. Das Herz klopfte schneller. Es war mir klar, dass ich vor einer großen, entscheidenden Begegnung stand, denn Manon Medoque wusste sehr viel. Sie hatte nicht allein von den Wölfen geredet, sondern auch deren Urmagie erwähnt. Wer darüber Bescheid wusste, der kannte einiges.
Sie entschwand wie ein Schatten. Nur ihre Schritte hörten wir. Dazwischen klang manchmal etwas anderes auf. Ein Hecheln oder scharfes Atmen, das sicherlich nicht von einem Menschen stammte.
Hinzu musste ich den Geruch zählen, dessen strengen Geschmack ich

bereits auf meiner Zunge spürte. Er lag dort wie eine zweite Schicht.

Von dem Herold hatten wir nichts gesehen. Ich wurde aber das Gefühl nicht los, dass er sich als Unsichtbarer innerhalbdes Raumes herumtrieb und wir mit ihm noch einige Überraschungen erleben würden.

Wohin sich Manon Medoque verzogen hatte, wusste ich nicht, aber ich bekam etwas anderes mit.

Gress, der bisher neben mir gestanden hatte, war dabei, heimlich den Rückmarsch anzutreten. Ich wollte ihn aufhalten, fasste aber ins Leere.

»Mensch, bleib!«

»Nein, John, ich hau ab. Ich will weg. Hier drehe ich durch. Tut mir Leid.«

Hinterher konnte ich nicht und verwünschte den Manninnerlich, aber er war nicht mehr zu halten.

So blieb ich zurück.

Sekunden vergingen. Etwas musste geschehen. Manon Medoque hatte uns nicht ohne Grund in diesen Saal geführt. Und dann vernahm ich ein Geräusch, das sich wie ein erstickter Schrei anhörte.

Dass ich dabei sofort an meinen Begleiter dachte, lag auf der Hand. Ich hätte gern nachgesehen, aber diesmal kam ich nicht dazu, denn plötzlich wurde es hell.

So alt die Magie der Wölfe auch war, sie wurde in die heutige Zeit übertragen, und schon sah alles ganz anders aus. Da half man sich gegenseitig, die Technik spielte eine wichtige Rolle, und auch hier verließ sich niemand mehr auf das Licht von Fackeln, sondern auf den dünnen Schein, der aus zahlreichen in die Decke eingearbeiteten Leuchten dem Boden entgegenfiel und den gewaltigen Thronsaal mit einer rötlichen Helligkeit erleuchtete.

In den Nischen blieb es noch dunkler, das Zentrum des Saals aber wurde erhellt.

Es war ein langer Tisch, ein Esstisch. Und wie zum Essen aufgereiht, hatten sie dort ihre Plätze eingenommen.

Zwölf Werwölfe!

***

Es war ein Bild des Schreckens. Ein Bild, das lebte und nicht etwa gemalt war.

Zwölf Bestien saßen an der Tafel! Sie waren wie Menschen gekleidet, beinahe uniformhaft, und ich wusste auch, mit wem ich es zu tun hatte.

Es war Manon Medoques Personal. Sie hatte sich mit Werwölfen als normalen Dienern umgeben.

Das musste ich zunächst einmal verdauen. Hitzewellen durchtosten mich, als ich auf die Gestalten schaute, die sich zwar ruhig an der

langen Tafel gegenübersaßen, aber so wirkten, als wären sie bereit, jeden Augenblick aufzuspringen und anzugreifen.
Zwölf Gegner. Das war eine Zahl, bei der mir schon das Herz in die Hose rutschen konnte.
Auf meiner Stirn lag Schweiß. Dahinter hämmerten die dumpfen Schmerzen.
Außer den Bestien waren im Thronsaal auch die anderen versammelt.
Das waren Manon Medoque und ihr gefährlicher Leibwächter Jean.
Und der hielt Gress fest.
Gerald hatte das Pech gehabt, ausgerechnet ihm in die Arme zu laufen. Darauf schien Jean nur gewartet zu haben. Der Griff, mit dem er ihn gepackt hielt, war schmerzhaft. Er hatte die Pranke in Geralds Nacken gelegt und umklammerte den Hals mit seinen fünf Fingern. Wie eine Puppe hing Gress fest.
Jean sah mich stehen. Er drehte den Kopf um eine Idee nach links und grinste dreckig. Sein Gesicht war, wie auch alle anderen, von einem rötlichen Schleier überzogen.
Jean sah aus wie ein Sieger!
War ich dann der Verlierer?
Plötzlich erschrak ich, denn Jean hatte den Griff gelöst. Gress fiel zu Boden. Er schlug mit der Stirn zuerst auf, und in mir tobte es plötzlich.
Egal, ob da zwölf Bestien saßen oder nicht, ich wollte Jean an den Kragen.
Der nutzte seine Überlegenheit schamlos aus. Ihm war mein Zucken aufgefallen. Fast lässig griff er unter seine Kleidung und holte meine Beretta hervor.
Ich kam nicht mal dazu, einen Schritt auf ihn zuzugehen. Er ließ mich in die Mündung schauen und grinste.
Auch ohne große Worte hatte ich ihn verstanden und nickte.
Zunächst einmal konnte ich ihn vergessen, eine andere Person war wichtiger.
Manon Medoque!
Sie hielt sich am Fuß- oder Kopfende der Tafel auf. Dort stand sie und ließ sich bewundern.
Die Werwölfe hatten ihre Köpfe gedreht. Aus den gelblich funkelnden Raubtieraugen starrten sie die Person an. Manchmal drang ein böse klingendes Zischen aus einem der Mäuler, aber keine der Bestien verließ ihren Platz. Sie blieben sitzen.
Manon sonnte sich.
Ich sah es ihren Gesichtszügen an, die einen weicheren Ton angenommen hatten. Sie war froh, endlich unter Freunden zu sein. Ihr Lächeln wirkte verklärt.
Bisher hatte sie den Bluthund stets an der Leine gehalten. Urplötzlich

änderte sich dies. Manon gab die Leine frei, und der Köter witterte augenblicklich Morgenluft.

Ich mag Hunde, aber keine Bluthunde, die auf Menschen abgerichtet sind, wobei die Tiere an sich nicht die Schuld haben, sondern diejenigen, die sie dressieren.

Und dieser Bluthund war »gut« abgerichtet. Er bewegte sich schnell und aufgepeitscht. Um Jean sprang er herum, um seinem eigentlichen Ziel zuzuhetzen.

Das war ich!

Er war flink, und es sah so aus, als ob er mich anspringen würde.

Ich kantete bereits den Dolch, als das Tier vor mir abstoppte, sich auf seine Hinterpfoten hockte, den Schädel hob und mich lauernd anstarrte.

Das Hecheln fiel mir auf den Wecker. Am liebsten hätte ich ihm den Dolch in den Hals gestoßen, doch ich wollte die Lagenicht unnötig verschärfen. Danach wären wahrscheinlich die Bestien über mich hergefallen und hätten mich zerrissen.

So blieb ich ruhig, denn die »Musik« spielte woanders.

Endlich übernahm Manon Medoque die Initiative. Sie brauchte nicht weit zu gehen, um auf den Tisch zu steigen. Mit einer geschmeidigen Bewegung schaffte sie es, die Platte zu erreichen, wo sie stehen blieb und sich umschaute.

Von oben herab fiel ihr Blick auf die pelzigen Schädel ihrer Diener. Das Lächeln auf dem Gesicht wirkte wie hingegossen. Ich sah es ihr an, wie wohl sie sich fühlte.

Ich fragte mich, was sie auf der Tischplatte zu suchen hatte. Die allerdings breit genug war, um ihr einiges an Bewegung zu erlauben.

Es hatte niemand gesprochen, dennoch veränderte sich die Stille.

Sie wurde noch intensiver, und ich hatte das Gefühl, als würde in den nächsten Minuten etwas Entscheidendes geschehen.

Manon gab sich sehr konzentriert. Auf ihrem Gesicht entdeckte ich keinerlei Gefühle mehr. Sie blieb dabei sehr angespannt, legte den Kopf in den Nacken und schaute gegen die Lampen, als würde sich ihr dort der Himmel öffnen und ihr etwas offenbaren.

Für eine Weile konzentrierte sich die Frau noch stärker, bis sie den Mund öffnete und anfing zu sprechen.

Es waren keine lauten Worte, die sie ausstieß, aber wegen der guten Akustik waren auch die leise gesprochenen für jeden im Thronsaal zu verstehen.

»Ich, Manon Medoque, habe es geschafft. Ich bin die größte auf dieser Erde geworden. Ich weiß genau, meine Teure, dass man dich gefangen hat. Du lebst in einem Zwischenreich, du bist noch nicht reif für eine Rückkehr, aber ich will deine Pläne auf dieser verdammten Welt fortsetzen und in deinem Sinne handeln. Ich weiß, dass du mich

nicht hören kannst, aber das werde ich ändern, meine große Gebieterin.«

Ich schluckte und begann gleichzeitig zu überlegen. Große Gebieterin, hatte sie gesagt. Hinzu kam der Begriff der Gefangenschaft in einem Zwischenreich. Außerdem musste ich die versammelten Werwölfe mit in die Rechnung einbeziehen, und da gab es eigentlich nur ein Resultat: Lupina!

Die Königin der Wölfe, die letzte Überlebende der Mordliga. Bisher hatte sie in einem Zwischenreich gelebt. Zusammen mit Fenris, dem Götterwolf.

Es lag schon einige Monate zurück, da hatte ich sie erlebt, als mich ein Fall auf das Schiff der Bestien führte. Dort war sie als Projektion erschienen, da hatte ich gespürt, dass der Wille vorhanden war, wieder zurückzukehren.

Und hier?

Es gab immer wieder Menschen, die ihr dienten, die von ihr gehört hatten und fasziniert waren.

Wie Manon!

Sie musste meine Überraschung gesehen haben, denn ihr Lachen galt einzig und allein mir. Zudem schaute sie mich jetzt an, und ich hörte ihre Frage.

»Weißt du, Geisterjäger, von wem ich spreche?«

»Lupina!«

»Sehr richtig!«

»Und du willst sie zu dir holen?«

»Ich werde in ihrem Sinne und in ihrem Geist weiterarbeiten«, erklärte sie. »Die Medoques waren bereits seit altersher den Werwölfen verbunden. Sie gehörten zu ihnen, denn einer meiner Vorfahren war ein Lykantroph. Maurice de Medoque, der vor einigen hundert Jahren hier gelebt hat und als Herold über Land ging, berichtete den Menschen, wie Kriege ausgegangen waren und welche Erlasse die Herrscher an das Volk gerichtet hatten. Man nannte ihn den Herold des Satans. Den Botschafter des Grauens. Wenn seine Fanfare erklang, zitterten die Menschen, dann war das Grauen nah. Tagsüber Mensch, in den Vollmondnächten Werwolf, so trat er auf, und er blieb nicht allein, denn er scharte zwölf Diener um sich, die auf ihn hörten. Bis jemand kam und seinen Terror stoppte, denn er wurde zu mächtig. Es war Fenrispersönlich, der ihn nicht mehr wollte und mattsetzte, aber nicht tötete, denn er wusste genau, dass er ihn irgendwann einmal brauchen konnte. Seine Fanfare ruft die zusammen, die den gleichen Drang spüren wie er. Er ist ihr Bote, er ruft sie herbei, er kann alles, und auch ich spüre den Drang in mir. Ich bin ein echter Nachfahre der Medoques. Ich habe sein Signal aus dem Unsichtbaren vernommen, aus dem er ebenfalls zurückgekehrt ist, um

die alten Zeiten wieder aufleben zu lassen. Lange Zeit habe ich mich mit dem Thema Lykanthrophie beschäftigt. Ich weiß viel darüber. Mir wurde immer klarer, dass ich ebenso werden will wie sie. Das wird in der nächsten Zeit geschehen. Ich habe die Erlaubnis, hier als Königin der Wölfe zu herrschen. Ich will Lupinas Nachfolge antreten. Sie ist eine Frau, ich bin eine Frau. Solange sie nicht freigelassen wird, kann ich in ihre Fußstapfen treten. Die Menschen im Dorf ahnen es, sie sprechen nur nicht darüber, denn die Furcht des Mittelalters hat sich bis in die heutige Zeit gehalten. Weißt du jetzt Bescheid, Geisterjäger?«

»Sehr gut sogar.«

»Ich weiß auch«, sprach sie weiter, »dass dir Lupina nicht unbekannt ist. Sie gehört zu den Wesen, die du niemals vernichten konntest. Ihren Sohn hast du geschafft, sie selbst aber nicht, und das wird dir das Genick brechen.«

Manon wartete auf eine Antwort. Ich gab sie ihr. »Viele haben versucht, Lupina nachzueifern. Sie schafften es nicht.«

»Aber ich werde es schaffen. Denn ich besitze die Macht und die Helfer. Wer hatte denn schon eine solche Unterstützung? Wer konnte sich auf den Herold des Satans verlassen? Doch nur ich. Und deshalb werde ich diejenige sein, die die Macht der Wölfe an sich reißt. Ich will endlich, dass die Urzeiten anbrechen. Die Wölfe sollen das Land überschwemmen, denn sie sind die wahren Herren der Welt.«

Eine eindrucksvolle Rede, die mich jedoch kalt ließ. Zu oft hatte ich schon große Worte und Versprechungen gehört, die letztendlich nicht eingehalten wurden.

»Du schweigst?«

»Ja, ich warte darauf, dass etwas geschieht. Bisher hast du nur von deinen Plänen berichtet. Setze sie in die Tat um!«

»Das Spotten wird dir vergehen!« versprach sie mir und ging sehr langsam vor. Sie bewegte sich auf die Mitte des langen Esstisches zu, um genau dort stehen zubleiben.

Ich war sehr gespannt darauf, ob sie ihre Versprechungen in die Tat umsetzen würde, und darauf, ob Lupina tatsächlich erschien.

Wieder spürte ich das Schweigen. Selbst der neben mir hockende Bluthund verhielt sich ruhig. Ich hatte mich an das scharfe Hecheln gewöhnt gehabt, jetzt fiel mir auf, dass es nicht mehr vorhanden war.

Es gab sehr große Probleme, dieses Tier zählte ich zu den allergrößten. Wenn ich etwas tat oder eingriff, musste es zunächst einmal überwunden werden.

Das würde schwierig werden.

Manon Medoque tat nichts. Möglicherweise wartete sie darauf, dass ihr jemand half. Sie hatte den Herold erwähnt, wir hatten seinen Fanfarenklang gehört, und eigentlich hätte er in der Nähe sein

müssen. Möglicherweise war es das, denn als Unsichtbarer lagen alle Vorteile auf seiner Seite.

Ich hörte ihn.

Überraschend schmetterte der Trompetenstoß durch den hallenartigen Raum. So laut wie nie blies er seine Fanfare. Das Echo rollte durch die Halle und zerrte an meinen Trommelfellen.

Ein Ruf wie Donnerhall, auf den Manon Medoque so sehnsüchtig gewartet hatte. Sie riss die Arme hoch.

Man kann sich in Wasser baden oder in Eselsmilch, wie es Kleopatra getan hatte. Manon badete sich in der Fanfare. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich dabei. Sie war froh, die Augen leuchteten, da sie plötzlich direkt vor dem Ziel stand, nach dem sie so lange getrachtet hatte.

Es war für sie das Größte!

So geschmeidig wie eine asiatische Tempeltänzerin bewegtesie ihre Finger. Es mussten Zeichen sein, die von einer anderen Person gesehen oder verstanden werden sollten.

Noch schwebte der Fanfarenklang durch den Raum. So laut und aggressiv hatte ich ihn nie gehört. Aus dem Unsichtbaren war er in unsere Welt geschickt worden, zusammen mit dem, der ihn produziert hatte.

Maurice de Medoque, der Herold des Satans!

Es geschah das Gleiche wie in der vergangenen Nacht auf dem Marktplatz. Nur schälte er sich diesmal ohne mein Zutun aus dem Zwischenreich hervor. Genau an der Stelle, wo Manon vorhin gestanden hatte, schien die nicht sichtbare Hand eines geheimnisvollen Zeichners eine Figur zu malen. Eben diesen Werwolf in seiner mittelalterlichen Kleidung, den Helm auf dem Bestienkopf, den Waffen und der Schriftrolle in der Hand.

Es war ein schauriges, gleichzeitig faszinierendes Bild. Das aus den Strahlern fallende Licht traf ihn, es hüllte ihn ein wie ein schwacher Mantel und gab ihm den rötlichen Schimmer, der auf mich wirkte wie ein schleierartiges Gewand.

Die Fanfare ließ er sinken, bevor er sie in den Gürtel schob. Er steckte auch die Schriftrolle weg, und seine kalten Augen richteten sich auf Manon Medoque. Noch nie hatte ich erlebt, dass sich diese Person verneigte. Als sie ihren Ahnherrn sah, beugte sie den Oberkörper nach vorn und hieß den Werwolf willkommen.

Der nickte nur.

Dann aber sprach sie: »Ich habe dich aus dem Zwischenreich holen müssen, denn du bist derjenige, der mir den Weg zu ihr zeigen kann. Dein Fanfarenstoß erst hat es möglich gemacht, dass ich den Kontakt zu ihr aufnehmen konnte. Nur du bist es gewesen, und ich wünsche mir sehnlichst, dass uns Lupina erhört hat.« Sie atmete tief durch.

Dann brüllte sie so laut los, dass selbst ich mich erschreckte.
»Lupina!«
Es war ein irrer, wilder Schrei, der durch den Saal hallte und die Wände erzittern ließ.
Wurde er gehört?
Wenn ja, musste sich die Königin der Wölfe zeigen. Noch tat sich nichts, und Manon sprach den Herold an. »Dich habe ich kommen lassen, damit dein Ruf von ihr vernommen wird. Du solltest sie herholen, nur du allein, Maurice. Hast du es geschafft?«
Der Herold gab ihr keine Antwort, dafür geschah etwas anderes.
Ich hatte es seit ihrer ersten Erklärung erwartet und wurde nicht enttäuscht.
Lupina meldete sich, und wieder einmal kreuzten sich unsere beiden Wege.
Es war kein Schrei, kein Ruf, sie tauchte nicht einmal selbst auf, trotzdem war sie vorhanden.
Als Projektion.
Aus dem Unsichtbaren, der Zwischenwelt heraus, leuchtete der Schein. Ein langer und breiter Strahl, der auf den Tisch fiel und dort einen Kreis malte.
In ihm sahen wir sie.
Eine Gestalt zeichnete sich dort als finsterer Schatten ab. Scharf konturiert, nichts verschwamm an seinen Seiten. Deutlich war der Wolfskörper zu erkennen und auf den Schultern das schöne Frauenantlitz mit den blonden Haaren.
Lupina persönlich!
Der Kreis blieb nicht auf die Tischplatte begrenzt. Seine Ränder berührten die am Tisch hockenden Werwölfe und vertrieben von ihren fellbedeckten Körpern das von der Decke fallende rötliche Licht.
Auch ihre Schnauzen und Schädel zeichneten sich scharf ab und ebenfalls die Reißzähne, wenn sie die Mäuler geöffnet hatten.
Lupinas Projektion aber stand, und sie befand sich dort, wo sich Manon hinbewegte. Noch einen Schritt musste sie vorgehen, um in der Mitte des Kreises zu stehen. Es sah so aus, als wollte der Schatten der Wolfskönigin an ihr hochwandern und sie umkrallen.
Die am Tisch sitzenden Bestien blieben ebenfalls nicht mehrruhig.
Sie hatten die Veränderung der Lage begriffen und mussten festgestellt haben, dass eine mächtige Magie über sie gekommen war.
Die Urmagie der Wölfe, die ihnen noch mehr Kraft und Stärke gab.
Manon Medoque stand unter Hochspannung. Zwar verhielt sie sich ruhig, aber das Zittern war bei genauem Hinschauen einfach nicht zu übersehen. Ihre große Stunde war angebrochen, und sie kostete sie weidlich aus, denn sie streckte abermals beide Arme aus, als wollte sie ihre große Königin umfassen.

»Ich danke dir, Lupina, dass du mir die Chance gibst, dich zu vertreten. Du hast den Ruf des Herolds gehört, du hast dich gezeigt, ich spüre dich und deine Kraft in mir, und ich fühle etwas von der Stärke, die du bereit bist, mir zu geben. Als Mensch habe ich nur existiert, als Werwolf werde ich leben. Um eines möchte ich dich bitten: Gib mir die Macht und die Kraft, dass ich so werden kann wie du. Darum nur bitte ich dich, große Lupina. Lass mich nicht im Stich!«

Die Spannung verdichtete sich.

Sogar Jean war vorgetreten. Neben ihm lag Gress und rührte sich nicht. Was der Leibwächter dachte, las ich nicht aus seinem Gesicht ab. Aber er hielt noch meine Beretta fest, zudem bewachte mich der Bluthund sehr genau, sodass ich zunächst einmal außer Gefecht gesetzt war.

Selbst das Kreuz konnte ich nicht einsetzen. Ich hätte mich bewegen müssen, doch auf so etwas wartete der Köter nur.

Langsam ging das Licht aus, als hätte jemand an einem Dimmer gedreht.

Die Lampen unter der Decke wurden düsterer. Sie erinnerten mich an Augen, die sich allmählich schlossen.

Aber es wurde nicht völlig dunkel, denn die Projektion blieb.

Der helle Kreis, darin das Abbild Lupinas und die lebendige Frau, die unbedingt zu einer Werwölfin werden wollte.

Zwölf Diener rahmten sie ein, und diese sahen auch zu, wie Manon Medoque anfing, sich zu entkleiden…

***

Einmal im Jahr, und zwar in der Weihnachtszeit, strengen sich die Bühnen und Theater der großen Städte an, auch den Kindern etwas Besonderes zu bieten.

Meist stehen dann Stücke auf dem Programm wie die Oper »Hänsel und Gretel«

Diese Oper hatten die beiden Conollys zusammen mit ihrem Sohn Johnny besucht.

Der Kleine war ganz hingerissen gewesen. Auch noch auf der Heimfahrt konnte er an nichts anderes denken.

»Mummy, warum wollte die Hexe denn den Jungen nicht mehr haben?«

»Weil sie böse war.«

»Er und seine Schwester haben ihr doch nichts getan.«

»Das stimmt. Nur ist es manchmal so.«

»Aber so etwas passiert mir nicht – oder?«

»Nein, Johnny, das war ein gespieltes Märchen.«

Johnny Conolly nickte. »Sogar Engel sind darin vorgekommen. Vierzehn habe ich gezählt. Die haben die Kinder beschützt, nicht?«

»Ja.«
»Habe ich auch einen Schutzengel?«
»Sicher, den hat jeder. Daddy, ich…«
»Auch Onkel John?«
»Der auch.«
»Und Nadine. Hat die einen Wolf als Schutzengel?«
Sheila lachte. »Das kann ich dir nicht genau sagen, aber möglich ist alles.«
Nach dieser Antwort gab Johnny einige Zeit Ruhe. Er musste das Gehörte zunächst einmal verdauen.
Bill, der fahren musste, schimpfte über das Wetter. Es regnete. Die Lichter der zahlreichen Autoscheinwerfer spiegelten sich auf der nassen Straße und in den großen Pfützen.
Nass glänzten die zahlreichen Autos, die sich vor jeder auf Rot stehenden Ampel stauten.
Großstadtverkehr am frühen Abend. Regen, Nässe, Lichter von künstlichen Tannenbäumen der Weihnachtsreklame, die sich ebenfalls in den Pfützen und auf der Straße spiegelten.
Geschmückte Geschäfte, Fußgänger unter Schirmen und der nieselnde Regen.
Nur etappenweise ging es voran.
Johnny schaute aus dem Fenster. Er sah die Lichter in den Schaufenstern, die weihnachtliche Reklame, und bekam große Augen. Seine Gedanken aber drehten sich nach wie vor um seinen Schutzengel, denn er ging ihm nicht aus dem Kopf.
»Mummy?«
»Was ist denn?«
»Warum kann ich meinen Schutzengel nicht sehen? Wenn ich ihn doch habe, kann er ja mal kommen, damit ich ihm die Hand geben kann.«
»Johnny, der Schutzengel ist ein Geist. Und Geister sind unsichtbar. Sie passen nur auf, dass Kindern nichts passiert, wenn wir einmal nicht dabei sind.«
»Trotzdem würde ich ihn gern einmal sehen.«
Sheila lachte. »Das kann ich verstehen. Sogar sehr gut. Auch ich hätte das gern getan, aber so etwas ist unmöglich.«
»Schade.«
Damit hatte sich der Kleine zufrieden gegeben, denn er stellte keine weiteren Fragen mehr. Als Sheila sich nach einigen Minuten umdrehte und nach ihm schaute, war er eingeschlafen.
Sie machte Bill darauf aufmerksam.
Der Reporter nickte. »Ich würde auch gern schlafen.«
»Bist du so müde?«
»Und wie. Vielleicht liegt es am Wetter. Die letzte Nacht war nicht

gerade besonders.«
»Oder denkst du an John?«
Bill lächelte und trat wieder auf die Bremse. »Wie kommst du denn darauf?«
»Weil wir nichts von ihm gehört haben.«
»So ungewöhnlich ist das nicht. Der befindet sich schließlich in Frankreich.«
»Wo du ihn hingeschickt hast.«
»Klar.«
»Kein schlechtes Gewissen?«
»Im Prinzip nicht. Ich kenne Gerald Gress. Er ist ein Mann, auf den man sich verlassen kann. Zwar anders als ich, aber seine Spürnase ist berühmt.«
»Auch für Übersinnliches?«
Bill nahm die Hände vom Lenkrad und hob die Schultern. »Bisher nicht. Als er mir aber Bescheid sagte, hat seine Stimme glaubwürdig geklungen.«
»Obwohl John ja anrufen wollte.« Sheila gab noch keine Ruhe.
»Stimmt. Nur wird er dazu nicht gekommen sein.«
»Vielleicht war er nicht in der Lage?«
Bill winkte ab. »John ist ein alter Profi. Der weiß genau, was er zu tun hat.«
»Hoffentlich.«
Sie fuhren wieder an. »Sag mal, Sheila, weshalb machst du dir um ihn so große Sorgen?«
»Weil ich einfach Furcht habe. Es gibt zwar keinen konkreten Grund, nur das Gefühl sagt mir, dass etwas schief gelaufen sein könnte.«
»Wir werden sehen.«
Das Theater hatte sich in der City befunden. Die Conollys wohnten im Londoner Süden und mussten über die Themse.
Durch Chelsea waren sie gefahren und nahmen die Albert Bridge, um auf die andere Seite des Flusses zu gelangen. Schon vor der Brücke war der Verkehr abgeflacht. Jenseits davon kamen sie wesentlich besser voran. Zudem kannte der Reporter einige Abkürzungen.
Johnny sagte nichts. Für ihn reichte der Platz im Porsche sogar aus, um sich hinzulegen.
Die Gegend wurde allmählich ruhiger und dunkler. Kleine Villen oder Einfamilienhäuser standen rechts und links der Straßen und versteckten sich hinter Mauern und Gärten.
Die einzelnen Laternen konnte man an zwei Händen abzählen, aber Sheila wurde von Minute zu Minute nervöser. Immer häufiger schaute sie durch das Fenster in die Düsternis hinein, sodass es Bill Conolly ebenfalls auffiel.
»Was hast du denn?«

Nervös strich sie durch ihr Haar. »Das kann ich dir nicht sagen. Die Unruhe wächst in mir.«
»Und?«
»Du willst den Grund wissen, klar, aber den kann ich dir nicht nennen. Ich weiß auch nicht, ob es mit John zusammenhängt oder es einfach an diesem scheußlichen Wetter liegt. Jedenfalls ist das nicht mein Tag.«
»Warte noch zwei Minuten, dann sind wir zu Hause.«
»Ja.«
»Du sagst das so komisch.«
»Vielleicht hängt damit meine Unruhe zusammen.«
Bill lachte. »Aber Sheila, was soll das? Wir haben unser Haus gesichert. Du machst dir nur unnötig Gedanken und dich selbst verrückt. Nimm gleich ein heißes Bad, ich werde eine gute Flasche Roten aus dem Keller holen, und dann machen wir es uns gemütlich.«
»Dein Wort in Gottes Ohr.«
»Bist du so ängstlich?«
»Ja.«
Bill betätigte den Blinker und bog in die schmale Straße ein, in der ihr Bungalow lag.
Langsam rollte der Wagen an das Außentor heran. Es ließ sich vom Wagen aus durch eine Fernbedienung öffnen.
Im hellen Licht der beiden Scheinwerferlanzen glitt das Tor zur Seite. Die fingerdicken Stahlstäbe glänzten vor Nässe. Tropfen fielen nach unten, und der feine Regen nieselte weiter. Hinter dem Tor begann die ziemlich lange Auffahrt zum Haus. Sie führte durch den hübsch angelegten Vorgarten und endete erst vor der breiten Doppelgarage neben dem Haus.
Alles Nebensächlichkeiten, zur Routine gewordene Dinge, die Bill gar nicht mehr wahrnahm und auch nicht darüber nachdachte, als er den Wagen startete und auf das Grundstück fuhr.
Bis Sheila schrie!
Im Gurt presste sie sich nach vorn, streckte den Arm aus und zeigte durch die Scheibe.
»Bill, da!«
Der Reporter stoppte, obwohl er kaum etwas gesehen hatte. Dafür aber Sheila, die den Gurt löste und schon aus dem Wagen sprang, als sich der Gurt aufrollte.
Die Tür hatte sie offen gelassen. Feiner Sprühregen trieb in den Wagen und legte sich auf den Sitz nieder. Der Reporter beugte sich nach links. »Was ist denn?« rief er Sheila nach, die auf den Weg gelaufen war, sich um die Worte nicht kümmerte, am Porsche vorbei und in Richtung Gartentor rannte.
Jetzt hielt auch Bill nichts mehr. Er sprang aus dem Wagen. Was

Sheila dazu veranlasst hatte, so rasch zu verschwinden, wusste er nicht. Er sah ihre Gestalt auf dem Gehsteig hinter dem Tor, wo sich Sheila gegen die von vorn fallenden, dünnen Regenschleier presste.

Er hatte sie schnell erreicht und umfasste beide Schultern. »Was ist denn geschehen?«

Sheila deutete nach vorn. »Da ist sie gelaufen, als wir das Tor öffneten.«

»Wer lief da?« Bill schaute in das nasse Gesicht mit den weit offenen Augen.

»Nadine natürlich«, erklärte Sheila mit einem leicht vorwurfsvollen Ton in der leisen Stimme.

Bill zuckte zurück. Er wollte lächeln, das misslang. »Wieso Nadine?« fragte er.

»Sie hat den Garten verlassen.«

»Aber das ist doch Unsinn!«

»Nein, ich habe sie erkannt.«

Der Reporter schüttelte den Kopf, legte den Arm um Sheilas Schulter. »Jetzt hör mal zu, Mädchen. Du hast bestimmt etwas gesehen, das glaube ich dir. Möglicherweise auch ein Tier, aber bei diesem Wetter sieht man in der Dunkelheit oft etwas, was überhaupt nicht existiert. Verstehst du?«

Heftig löste sich Sheila. Ihre Stimme nahm einen ärgerlichen Klang an. »Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen.« Sie schlug mit dem Handballen gegen ihre Stirn. »Ich bin doch nicht blind, Bill.«

»Das habe ich nicht gesagt.« Auch seine Stimme klang aggressiver.

»Wir werden sehen, wer Recht behält.« Sheila ließ ihren Mann stehen und setzte sich in den Wagen.

Johnny war wieder wach geworden. »Mummy, sind wir schon zu Hause? Kann ich jetzt aussteigen?«

»Noch nicht. Dad fährt erst bis zur Garage.«

Bill stieg ein und warf den Wagenschlag zu. »Und überhaupt, das Haus war abgeschlossen. Wie sollte sie entkommen können?«

»Wir werden ja sehen, wer Recht hat.«

»Stimmt genau.«

Bill ließ den Motor kommen und nahm die weite Kurve zur Garage. Er ärgerte sich über seine Frau, obwohl er tief in seinem Innern doch ein wenig skeptisch geworden war. Trotzdem stieg er schnell aus.

Während sich Bill um seinen Sohn kümmerte, lief Sheila auf die Haustür zu. Aber sie ging nicht hin, sie blieb seitlich davor stehen, wo sich das kleine Fenster befand.

»Bill, komm!«

Der Reporter trug den schlafenden Johnny auf den Armen. Vor dem kleinen Fenster blieb er stehen.

»Hatte ich Recht?« fragte Sheila.

Bill nickte nur, denn er sah die zerstörte Scheibe. Da die Glassplitter draußen lagen, war klar, dass die Scheibe von innen eingeschlagen worden war. Da musste jemand auf diese unkonventionelle Art und Weise das Haus verlassen haben.

Tatsächlich Nadine?

Sheila schloss bereits die Haustür auf. Beide Conolly kannten das Ritual, wenn sie zurückkehrten. Zumeist warensie schon von der Wölfin gehört worden, die ihnen stets entgegenkam.

Diesmal nicht.

Sheila war weiter in die Diele gegangen. Bill stellte Johnny ab, der unbedingt wissen wollte, wo Nadine blieb, denn er kannte die Begrüßungszeremonie.

Bill schloss die Haustür. Er wollte es noch immer nicht glauben, deshalb rief er die Wölfin. Seine Stimme hallte durch den Bungalow.

Nur eine Antwort erhielt er nicht.

»Sie ist weg«, sagte Sheila.

Auch Bill nickte jetzt. »Ja, es läuft alles darauf hinaus.«

»Und jetzt?«

Der Reporter war überfragt, hob die Schultern und schaute seine Frau an. »Tut mir Leid, dass ich dir nicht geglaubt habe. Doch dein Gefühl scheint dich nicht im Stich gelassen zu haben.«

Sheila zog ihren Mantel aus, dann kümmerte sie sich um Johnny.

Sie tat dies mit automatischen Bewegungen. Es war ihr anzusehen, dass sich ihre Gedanken mit anderen Dingen beschäftigten.

»Weshalb ist sie fortgelaufen?« fragte sie flüsternd, als sie den Mantel aufhängte. »Weshalb nur, Bill?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ob das mit John zusammenhängt?«

»Ich weiß es nicht und kann es mir auch kaum vorstellen.« Der Reporter ging in den Wohnraum und schaltete dort einige Lampen ein. Er trat an den fahrbaren Diener, auf dessen Platte einige Flaschen und Gläser standen. Jetzt konnte er einen Whisky gebrauchen.

Bill nahm einen Doppelten. Als er trank und sich zur Tür hindrehte, betraten Sheila und Johnny den Raum. Der Kleine hielt sich an der Hand seiner Mutter fest. Er war noch immer nicht richtig wach.

»Bill?« fragte Sheila. »Was kommt da auf uns zu?«

»Ich weiß es nicht. Tut mir Leid.«

***

Obwohl sich die Frau auszog, hätte ich diesen Vorgang nicht als Striptease angesehen. Dafür fehlte einfach die Atmosphäre. Wer sich im Kreis von zwölf Bestien seiner Kleidung entledigte, der wollte niemanden mit Reizen provozieren, der hatte ein wesentlich anderes Motiv. Die Jacke hatte sie bereits fortgeschleudert. Darunter trug sie

eine weiße Bluse mit dunklen Knöpfen, die sie der Reihe nach öffnete, sich dabei drehte und ständig auf die Tischplatte schaute, wo sich der Wolfsschädel abmalte.

Bevor sie die Bluse abstreifte, griff sie nach dem Rocksaum.

Um das Bild nicht zu stören, nahm sie den Rock und schleuderte ihn in den Saal hinein.

Manon Medoque hatte einen fast jugendlich wirkenden Körper.

Der knappe BH und der Tanga verhüllten kaum etwas. Und als sie die auch noch auszog, präsentierte sie sich meinen Blicken so, wie Gott sie erschaffen hatte.

Ihr Busen zitterte bei jeder Bewegung mit. Ihre Gesichtszüge waren angespannt, und die um den Tisch herumsitzenden zwölf Werwölfe hoben die Köpfe, um ihre Herrin anzuschauen.

Einmal drehte sie einen Kreis, dann sank Manon zusammen, um sich auf die Platte und mitten in den Kreis mit Lupinas Abbild zu setzen. Ich kam leider nicht umhin, ihre Bewegungen zu bewundern. Sie musste irgendwann einmal eine Ausbildung als Tänzerin gehabt haben, denn es war außergewöhnlich, wie locker und graziös sie eine demutsvolle Haltung einnahm und sich hinkniete.

Nun streckte sie die Arme aus und legte ihre Hände flach auf die Oberschenkel. In dieser Pose blieb sie. Nur den Kopf legte sie noch in den Nacken, weil sie unbedingt in die Höhe schauen wollte, um von dort das große Ereignis zu empfangen.

Es blieb ruhig.

Der Hund neben mir hechelte leise. Sein Körper war im Schatten kaum zu erkennen.

Und vorn?

Wie auf einer Bühne kniete die Frau. Eine Person, die darauf zu warten schien, dass sich der Vorhang endlich öffnete. Aber die fremde Magie, die ihr helfen sollte, die letzte menschliche Barriere zu überwinden, ließ sich Zeit.

Ich konnte sie nicht in Sekunden oder Minuten fassen, dazu fehlte mir einfach die innere Ruhe, aber ich sah plötzlich, dass ein Zucken durch den Körper der Frau lief.

Als hätte sie einen Schlag erhalten. Zudem stöhnte sie auf, senkte ihr Gesicht und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Dann fuhr sie mit den Fingern durch das glatte Haar und löste mit einer geschickten Bewegung die Spange im Nacken.

Jetzt fiel das Haar locker auf ihre nackten Schultern.

Aus dem Mund der Frau drang ein röhrender Laut. Tief in der Kehle geboren, und sie richtete sich wieder auf, denn sie musste gespürt haben, dass man sie nicht im Stich lassen wollte.

Gleichzeitig bewegte sich der Herold. Er stand etwas außerhalb des Lichtkreises, deshalb konnte ich seinen Arm nicht erkennen.

Er setzte das Mundstück der Fanfare an seine Werwolfschnauze, und einen Augenblick später riss ein kurzer, schriller Fanfarenstoß Manon aus ihrer Lethargie.

Sie jagte in die Höhe.

Es war ein bewundernswerter Sprung, und sie landete sicher.

Das fiel zusammen mit dem Verklingen des Fanfarenstoßes.

Vielleicht hatte es dieses Zeichens nur bedurft, um die Verwandlung der Frau in eine Bestie endgültig einzuleiten, denn der breitbeinig dastehende Frauenkörper veränderte sich.

Nach wie vor behielt er seine Form, nur wuchsen plötzlich aus den zahlreichen Poren kleine Haare.

Beide Schatten hatten sich praktisch vereinigt, und es war zu einer regelrechten magischen Entladung gekommen sowie zu einer Zusammenarbeit.

Ich hatte schon zahlreiche Verwandlungen miterlebt und war stets davon fasziniert gewesen, wenn sich ein Mensch ineinen Werwolf verwandelte. Aber so etwas wie hier hatte ich noch nicht erlebt, das war auch mir neu.

Eine Frau gab sich mit allem, was sie hatte, den schwarzen Mächten hin. Sie schenkte sich dem Unheil.

Sie hob einmal den rechten Arm, dann wieder den linken, und jedes Mal war das Fell dichter geworden.

Grau und flaumig hatte es zuerst ausgesehen. Jetzt wirkte es dicht und schwarz, dabei leicht glänzend, als hätte man seine Oberfläche mit Öl bestrichen. Nur noch das Gesicht war frei. Sie wirkte jetzt wie Lupina, die Königin der Wölfe. Auch sie hatte einen fellbedeckten Wolfskörper, aber auch ein menschliches Gesicht.

Nur wurde es bei Manon Medoque nicht verschont.

Erste Schatten erschienen. Sie begannen am Hals und wanderten allmählich höher, erfassten die Wangen und hinterließen dort dunkle Flecke.

Manon fühlte sich wohl. Mit beiden Händen strich sie gegen die Laufrichtung über das Fell. Die einzelnen Haare stellten sich aufrecht und fielen, wenn die Hände vorbeigeglitten waren, wieder zurück.

Ich beobachtete diesen Vorgang, und ich sah auch, wie das Gesicht immer mehr zuwuchs. Dichter und dichter wurde das Fell.

Dabei veränderte sich auch die Gesichtsform. Die Nase und der Mund schoben sich zusammen, nur als Schatten zu erkennen, dennoch deutlich sichtbar. Aus zwei wurde eins.

Die Zähne wuchsen, Nägel verwandelten sich in gefährliche Krallen.

Von der schwarzen Haarflut war nichts mehr zu sehen. Die grüngelben Pupillen ähnelten kalten, grausamen Sonnen.

Noch einmal drehte sich die Verwandelte, als wollte sie prüfen, ob jeder mit ihr zufrieden war.

Die zwölf Werwölfe erhoben sich von ihren Plätzen, um ihre neue Herrin zu streicheln. Manon Medoque genoss diese Berührungen.

Auf mich achtete sie dabei nicht.

Dafür behielt mich der Bluthund im Auge. Ich versuchte es und bewegte vorsichtig meine rechte Hand.

Sofort begann der dressierte Killer zu knurren. Er stellte sich gleichzeitig auf, sein kurzer Schwanz bewegte sich hektisch, das Maul stand offen, und sein gefährlicher Blick wurde lauernd.

Vom Tisch her drangen ächzende und fauchende Laute an meine Ohren. Dort umringten die Bestien ihre neue Königin. Sie fassten sie an, ihre Pranken vergruben sich in dem dichten, schwarzen Fell.

Nur der Herold stand wie angegossen da.

Zwei kurze helle Stöße schmetterte er auf seiner Fanfare in die Halle hinein, und die Bestien verstanden das Zeichen.

Sie ließen von Manon ab.

Gehorsam nahmen sie auf den Stühlen Platz und schauten in meine Richtung.

Und Manon starrte mich ebenfalls an, während sie um den langen Tisch herumging. Sie bewegte sich geschmeidig wie ein Raubtier.

Konnte sie noch reden?

Bei Lupina war es der Fall gewesen, und auch diese Verwandelte gab Laute von sich, die ich als Worte identifizierte. Sie sagte: »Ich habe mit Lupina Kontakt gehabt. Ich will ihre Vertretung übernehmen, aber sie hat mir gleichzeitig mitgeteilt, dass *ihre* Feinde jetzt auch *meine* Feinde sein werden und ich sie deshalb töten muss. Du, als ihr größter Feind, hast es geschafft, in mein Schloss vorzudringen. Es war eine Leistung, doch es ist gleichzeitig dein Todesurteil. Im Thronsaal der Familie Medoque wirst du dein Leben aushauchen, damit die Mächte der schwarzen Magie jubeln können. Ich kann dich erschießen oder zerreißen lassen. Was ist dir lieber, John Sinclair?«

»Keines von beiden.«

»Dann bestimme ich. – Jean!«

Er erschien aus dem Dunkel wie auf einer Bühne. Und er war bereit, mir eine Silberkugel zu verpassen.

Ob er ein guter Schütze war, wusste ich nicht, ich wollte es aber nicht darauf ankommen lassen.

Wie konnte ich mich aus dieser Lage befreien? Vor allen Dingen musste ich den Killer irritieren.

Ich kam mir vor wie an der Wand eines Erschießungskommandos. Nur schaute ich nicht in die Mündungen mehrerer Gewehre, sondern in die kalten Killeraugen der zwölf Wölfe, die bisher noch nicht eingegriffen hatten.

Manon hatte die Arme erhoben wie ein Dirigent.

»Wenn ich sie fallen lasse, wirst du schießen!« befahl sie ihrem

Leibwächter.

Jean nickte.

Noch zögerte Manon. Sie wollte sehen, wie ich in Todesangst verging.

ENDE des ersten Teils